Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

39. Jahrgang.

1906 Berlin-Bremen, den 14. Juli. Nr. 28

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Ungedruckte Gedanken von Tolstoi. — Rembrandts künstlerische und religiöse Bedeutung. I. Von Pfarrer Lic. Kühner. — Die künftige Religion — Irrtum und Wahrheit. IV. Von Dr. Kreyenbühl. — Die Gralssage und die Parzivaldichtung. I. Von Edm. Fritze. — Vom schweizerischen Reformtag in Chur. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Ungedruckte Gedanken von Tolstoi.

(„Chrétien français" Nr. 272 vom 16. Juni 1906.)

Der Korrespondent, der uns die folgende schöne Meditation des großen russischen Denkers mitteilt, bemerkt dazu, daß die Sätze die Einleitung eines Buches bilden sollten, welches nicht herausgegeben ist.

Wenn die Religion etwas notwendiges ist, warum ist sie denn nicht eine einzige, warum gibt es ihrer denn tausende? So sagte ich mir, so lange ich Gott noch nicht suchte; seit ich angefangen habe ihn zu suchen, habe ich mir gesagt, daß die Religion bei allen existiert und daß sie in der Tat nur eine ist. Und je besser ich die anderen Religionen kennen lernte, um so klarer erkannte ich, daß alles, was in gelehrten Abhandlungen und im Munde der Leute von diesen tausenderlei Religionen gesagt wird, nichts als ein großer Irrtum ist. Gott hat nie die Menschen durch Religionsverschiedenheiten entzweit, und es gibt nicht nur keine tausenderlei Religionen, sondern es gibt ihrer keine zwei, die einander unähnlich wären. Seit Menschen da sind, war immer eine Religion da, immer dieselbe, und was in den Religionsbüchern aller Völker und in dem Herzen jedes einzelnen Menschen verborgen enthalten ist, das ist eben sie, die Religion. Moses hat gesagt: „Israel suche die Religion weder auf dem Berge noch in dem Meere, weder im Himmel noch auf Erden, sondern einzig in seinem Herzen." Und was man sagt von einer Existenz von tausend Religionen, ist nichts als Täuschung und Unwissenheit. Die Täuschung besteht darin, daß man jeden Aberglauben Religion nennt, und dann sind's freilich tausende; und die Unwissenheit besteht darin, daß man der verschieden ausgedrückten, aber immer einen Religion verschiedene Namen gibt.

Die religiösen Lehren sind viele, aber die Religion ist eine, nämlich dieser Glaube: was der Mensch ist, warum er lebt, wie er leben soll und was er nach dem Tode zu erwarten hat.

Die verschiedenen Religionslehren verschiedene Religionen nennen, das wäre gerade so viel als wollte man von einem Menschen, der eine andere Sprache spricht als unsere, behaupten, er spräche von anderen Dingen als wir. Von verschiedenen Religionen sprechen, weil sie in verschiedenen Formen ausgeprägt sind, das hieße gerade so viel, als den Sinn der Worte verschieden nennen, wenn sie in verschiedenen Sprachen ausgesprochen werden. Und das möchte ich nicht zu behaupten wagen, denn ich weiß, ein Inder, ein Chinese, der seiner Religionslehre gemäß lebt, lebt Gott gemäß, in Liebe, Einfalt, Gehorsam, und ein Christ lebt nicht anders, wenn er seiner Lehre folgt. Da muß ich doch sagen, ihre Religion ist dieselbe, sie drücken sie nur in ungleichen Formen aus.

Wer sich von der Täuschung nicht blenden läßt, sieht klar und deutlich, daß Religion immer etwas einheitliches war und sein wird; wie die Lebenslage eines zum Sterben geborenen Menschen sich damit nicht ändert, daß er unter ähnlich gearteten Wesen lebt und teilt ihre Lust und ihr Leid und all ihr ideales Streben.

Die ungelehrten Leute stellen sich den Himmel und die Erde jeder nach seiner Art und Weise vor. Der eine sagt: „Die Erde ruht auf dem Tierkreise". Ein anderer: „auf einer Achse". Ein anderer: „auf dem Wasser". So drückt jeder seine abergläubischen Vorstellungen aus, und es können ihrer Millionen verschiedene sein. Das ist die Unzahl von Religionen, von denen man redet.

In dem Christentum sind alle alten Religionen geeint, erklärt, begriffen, und nach ihm kommt keine mehr. Und all die vielen und vielerlei Lehren, wie sie heute existieren, alle, sofern sie aus der Wahrheit sind, sie kommen überein im Christentum.

Rembrandts künstlerische und religiöse Bedeutung. I.

Zum 300. Geburtsjubiläum des Meisters.

Von Pfarrer Lic. Kühner, Waldkirch i. B.

Die Leser mögen mir's nicht verübeln, wenn ich meinem Aufsatz eine recht schulmeisterliche Bemerkung voranstelle. Zum Verständnis der Kunst ist die Anschauung, wenn auch nicht alles, so doch sehr viel. Und gar bei Rembrandt. Er muß gesehen, oft und lange gesehen werden, man muß in seinen Bildern leben und sie sich geistig aneignen. Sonst nutzt alles Lesen über ihn und seine Kunst nichts, auch das Lesen des kleinen Aufsatzes, zu dem mich der Herr Herausgeber aufgefordert hat. Nun ist nicht jeder in der Lage, die meisterhaften Reproduktionen im Verlag von Bong in Berlin sich anzulegen, oder gar das Corpus der Werke Rembrandts von Bode, das 2000 Mk. kostet, anzusehen oder gar Originale zu genießen. Aber die fortgeschrittene Reproduktionstechnik und das wachsende Kunstinteresse haben es doch ermöglicht, uns für wenig Geld etwas Gutes an Rembrandt-Nachbildungen anzuschaffen. Ich denke da an die vortreffliche Kunstwartmappe mit 14 Bildern und einem feinsinnigen Text von Avenarius (3 Mk.) und ferner an das Rembrandtbuch aus den „Klassikern der Kunst", das die

„Deutsche Verlags-Anstalt“ in Stuttgart für 8 Mk. käuflich gemacht hat. Sind die Nachbildungen von 405 seiner Gemälde hier auch kleiner und weniger scharf, als in der Kunstwartmappe, so staunt man beim Besehen dieses Buchs über die vorzügliche Anordnung und Reichhaltigkeit und kann sich einen annähernden Begriff machen von dem Fleiß und der Produktionskraft unseres Meisters. Zum Studium wird es einem nachgerade unentbehrlich. Weniger empfehlen kann ich die Monographie von Knackfuß, in der Sammlung bei Velhagen u. Klasing; sie ist mehr ein Bilderbuch mit einem nebensächlichen zerrissenen Text. Auch ist es empfehlenswert, die Bilder nicht bloß in Mappe oder Buch zu betrachten, sondern als Blatt sie an die Wand zu heften oder in einen schlichten Rahmen zu bringen, damit man sie auch auf verschiedene Entfernungen sehen und namentlich ihre Lichteffekte beobachten kann. Will man noch tiefer eindringen, so tut man gut, entsprechende Bilder Dürers oder eines Italieners zur Vergleichung daneben zu heften oder zu hängen.

Durch Vergleichen mit Verwandtem oder Entgegengesetztem lernt man die Eigenart eines Meisters recht kennen und weiß ihm dann auch jederzeit seinen Platz in der Kunstgeschichte ohne weitschichtige Gelehrtenarbeit anzuweisen. Nun aber zur Sache!

I.

Am 15. Juli 1606 — nach anderen guten Quellen am 6. Juli 1606 — hat Hermens Rembrandt van Rijn, als Bäckers- und Müllersohn, in Leiden das Licht der Welt erblickt. Der Vater hatte seine Mühle eine Stunde weit weg am Niederrhein. Unter der liebevollen Erziehung der ernsten, bibelgläubigen Mutter herangewachsen und fast ausschließlich in seinem Gemütsleben mit Stoffen der Bibel gepflegt, von dem eigensinnigen Vater zuerst zum Rechtsgelehrten bestimmt und von ihm auf die neugegründete Universität geschickt, hat er sich doch allmählich die Erlaubnis zum Künstlerberuf ertrotzt und hat sich aufgeschwungen zu der höchsten Höhe sowohl künstlerischer Größe als auch weltlicher Anerkennung und irdischer Erfolge. „Der erste moderne Mensch“ ist er genannt worden, „der die ganze Tragödie des modernen Menschen durchlebt hat“.. Von der Höhe seines Künstlerruhms herabgeschleudert, ist er in einfachen, ja dürftigen Lebensverhältnissen unter schwachem Nachglimmen der Glut seines einstigen Künstlerruhms aus der Welt geschieden als 63jähriger, kaum mehr beachteter Mann, über den in einem Inventar festgestellt wird, daß „er an Eigentum außer seinem Handwerkszeug und seinen leinenen und wollenen Kleidern nichts hinterlassen hat“. Nachdem unmittelbar nach seinem Tode Bildnisse von ihm zu sechs Groschen verkauft worden sind, ist heute das Urteil in der Nachwelt völlig verändert. Uns Modernen erscheint er als der größte Maler aller Zeiten, und seine Bilder werden heute mit Hunderttausenden gewertet, ja Gemälde wie die „Nachtwache“ oder die „Stalmeesters“ sind ähnlich wie die „Sixtinische Madonna“ überhaupt unkäuflich. Aber gerade bei ihm läßt sich der Künstler vom Menschen nicht trennen, — echte Künstler sind ja immer nicht nur große Könner, sondern auch große Menschen, die ihre Seele zugleich geben. Und auch in dieser Hinsicht hat man in den letzten Jahrzehnten Rembrandt erst recht verstanden und gewürdigt, für viele ist die Kraft, Fülle und Eigenart seiner urgermanischen Persönlichkeit zum Lebensprogramm, zum Ausgangspunkt einer modernen deutschen Kultur geworden. „Rembrandt als Erzieher“, dieses von einem geistvollen Kopf geschriebene und vor ca. 15 Jahren mit großem Beifall aufgenommene Buch würdigte den germanischen Meister in dieser Richtung und verlangte im Blick auf ihn eine Erneuerung und Reinigung nicht bloß unserer Kunst, sondern auch des kulturellen, wissenschaftlichen und religiösen Lebens unseres Volkes. Alles in diesem Buch ließ sich nicht aufrecht erhalten, aber vieles darin ist auch heute noch oder erst recht wieder höchst beherzigenswert. Von einem ernsten, in die Tiefe dringenden Rembrandt-Jubiläum muß verlangt und darf erhofft werden, daß es das Große und Bleibend-Wertvolle an Rembrandts Wesen und Kunst herausarbeitet

und für Gegenwart und Zukunft unseres Volkes fruchtbar macht. Wir wollen unter dem Zeichen des Jubiläums wenigstens versuchen, Rembrandts bleibend wertvolle künstlerische und religiöse Eigenart uns zum Verständnis zu bringen.

II.

Italien und Holland sind für uns moderne Deutschen die beiden Pole der Kunstwelt. Aber welch ein gewaltiger Unterschied zwischen italienischer und deutscher bezw. holländischer Kunst! Ein Unterschied, nicht dem Werte, aber der Art nach! Er ist tief begründet in der Natur der Länder, in der leiblichen und seelischen Beschaffenheit der beiden Völker. Im sonnigen, von des Himmels Blau überwölbten heiteren Süden, wie ist da alles klar, bestimmt, festgeschlossen und durchsichtig! Wie erwacht da die Lust zum Leben, die Bejahung des Lebens. Da gestaltet sich im Auge des Beschauers alles ruhig und feierlich, fertig und bildartig. Die Dinge bekommen etwas Sicheres und Dauerndes. Daher entwickelt sich die Kunst im Süden — von anderem abgesehen — nach ihrer plastisch-architektonischen Seite. Dagegen im Norden unseres deutschen Vaterlandes ist alles in der Natur wechselnd und unbestimmt. Die unruhigen, immer wechselnden Wolken, die Nebel, die Feuchtigkeit der Luft, die Art wie sich Sonne und Luft mit der Landschaft verbinden, erzeugen in der Gemütswelt der Bewohner etwas Melancholisches, etwas Träumerisches, reizen zur Versenkung. Ist Italien das Land der plastischen Empfindung, so ist Holland das Land der Luftstimmungen. Der Heidelberger Henri Thode sagt in seinem kleinen Büchlein „Die deutsche bildende Kunst“ über diesen Unterschied: „Der absolute Stil der germanischen Malerei bezeichnet als Landschaftsmalerei, die im Licht ihren bestimmenden Einheitsfaktor findet, einen äußersten Gegensatz zu der auf formale Gesetzmäßigkeit gerichteten Verherrlichung des Menschen in der antiken und romanischen Kunst. Er bezeichnet zugleich eine äußerste Steigerung der Malerei nach der Seite reinen Gefühlsausdrucks, also nach der Seite des Musikalischen.“ Der Beschauer, der Künstler, wird im Norden gleichgültig gegen die Form und die Farbe, auch gegen die Schönheit der Form. Er will die Dinge sehen, er will sie darstellen, wie sie sind, oder besser, wie sie sich auf seiner Netzhaut spiegeln, er ist impressionistisch. Aber auch damit ist's ihm nicht genug; er arbeitet nicht nur mit seinem leiblichen Auge, etwa wie die Photographen mit der Linse, sondern mit seinem geistigen Auge, mit seinem ganzen seelischen Wesen; das Bild geht, ehe es auf die Leinwand kommt, durch seine Seele, es bekommt Stimmung, es bekommt selber Seele. Für diese nordische Art des Sehens und künstlerischen Schaffens ist und bleibt Rembrandt der stärkste und bezeichnendste Typus, umsomehr als er in seiner künstlerischen Entwicklung von keiner Tradition und von keinen Vorbildern irgendwie beeinflußt ist. Er ist bodenständig und eigenständig in seiner Kunst, er kennt keine Ideale, für ihn gibt's keine akademischen Regeln, keine Kunstgesetze, er hat wohl bei einem tüchtigen Meister in Amsterdam die nötige Technik gelernt, aber er schöpft aus seinem Eigenen, er schafft und bildet nach seiner ihm von der Gottheit verliehenen Eigenart in der Zeit, als die Welt ihn feiert und ihm Bilder abkauft, und ebenso in der Zeit, da die Welt ihn verkennt, vergißt und darben läßt.

Er geht die Wege, die der Genius ihn gehen heißt, unbeirrt durch Gunst oder Ungunst der Menschen, er läßt die in ihn hineingelegten Gaben und Kräfte sich ausleben nach einem heiligen Muß, mit einer unbeugsamen Rücksichtslosigkeit. Das ist echt germanische, das ist zugleich urprotestantische Art. Das ist das entscheidende Merkmal seiner Künstlerpersönlichkeit im Gegensatz z. B. zu Rubens.

Dahin gehört auch, daß Rembrandt, so sehr ja die formalen Momente, Bewegung, Licht und Farbe sein Schaffen beherrschen, auch ein großes, psychisches Interesse hat und in viele seiner Werke hineinlegt. Gedanken, Lebensweisheit, Resultate seines Grübelns über den Menschen und die Menschheit, persönlich Erlebtes, seelische Erregungen, Leidenschaften

fließen in seine Gebilde hinein, geben Ober- und Untertöne für seine Malereien und noch mehr für seine Radierungen ab. Ich erinnere noch einmal an Thodes Wort vom „gesteigertsten Gefühlsausdruck und dem Musikalischen in der germanischen Kunst", und an ein Wort, das Neumann, der neueste und hervorragendste Rembrandt-Interpret speziell im Blick auf das Gemälde „Der barmherzige Samariter" sagt: „musikalischer, seelischer ist die Malerei nie gewesen. Unbegreiflich, wie die Figuren aus dem Dämmer herausmodelliert sind, als erhebe sich aus tiefer Stille ein nächtlicher Gesang, eine klagend emporsteigende Melodie, nicht allzulaut, nicht zu deutlich, in der Mittellage mit Violincell, eine Melodie, die man nie vergißt, weil sie nicht nur das Ohr berührt, sondern tief im Herzen sich eingräbt".

Was aber der Meister anwendet, um solche Wirkung zu erzielen und womit er bewußt oder unbewußt in unsere Seele greift, das ist Farbenton und Licht. Freilich er ist nichts weniger als Koloriſt. Er verschmäht die Farbenpracht und Farbenbestimmtheit eines Tizian oder Böcklin. Er ist kühl gegenüber der naiven Farbenfreude. Es scheinen fast nur schwarze und braune Töne zu sein, was wir auf seinen Gemälden sehen. Aber wie fein sind diese abgetönt! wie viele Stufen der helldunklen Töne! und mit welcher Zartheit fließen das Rot, das Blau, das Grün in dieses Helldunkel hinein! Charakteristisch dafür ist seine fälschlich sogenannte „Nachtwache", die er auf Bestellung der Schützengilde von Amsterdam gemalt hat; wir haben hier den „Ton", der die besondere Farbe der Dinge in Licht vergeistigt.

Ja das Licht, das ist Rembrandts liebstes Element. Es ist ihm noch wichtiger als die Farbe. Drum ist ihm die Radierarbeit so ans Herz gewachsen, nicht bloß weil er seine Grübeleien darin ausdrücken, auch weil er seine Lichtwirkungen am besten da hineinzaubern konnte. Das Licht, bald als sanfter Dämmerschein, bald als die das Dunkel kühn durchbrechende Gewalt, bald ruhig fließend und träumerisch sich verbreitend und verlierend, bald mächtig und unruhig hineinflutend in die Natur und Menschenwelt, feiert auf seinen Bildern einzigartige Triumphe. Das „Hundertguldenblatt" oder „Die Krankenheilung", die auch in der Kunstwart-Mappe sich meisterhaft reproduziert findet, zeigt eine bewundernswerte Lichtökonomie; das Licht ist hier in den verschiedensten Abstufungen, vom dämmerigen Schein bis zu konzentriertester Fülle in der Person des Heilands, vertreten. „Ein Lichtgedicht, das die Summe von der Lichtforschung des Meisters zu ziehen scheint", nennt P. Schubring einmal im „Christl. Kunstblatt" die Radierung des „Doktor Faustus". Eine geradezu schaurige Wirkung ist durch den grandiosen Gegensatz von Licht und Schatten erzielt in dem Monumentalgemälde, das jetzt im Städelschen Institut zu Frankfurt sich befindet: „Delila blendet den Simson". Auch im Blick auf seine Landschaften kann man sagen, daß das Licht ihr eigentlicher Anreger war. Die Gegenstände sind darin nur herausgesehen aus einem Gewoge von Schatten und Licht. „Die Finsternis, die sich das Licht gebar", das ist so recht das Thema vieler Rembrandtschen Schöpfungen. Alles wird bei ihm in eine Vision des aus dem Dunkel quellenden Lichtes umgesetzt. Hier ist R. völlig Idealist. Das Licht auf seinen Bildern ist nicht das der Natur, es ist seine eigene Schöpfung.

Die künftige Religion — Irrtum und Wahrheit.

IV. Der neue Religionsersatz.

Horneffers erster Vorschlag ging dahin, Religion müsse aufhören, geoffenbart zu sein, sie müsse Philosophie werden. Die Philosophen müssen die neue Religion schaffen. Daher die Überschrift des letzten Abschnitts: Der Mensch als Schöpfer, die Religion des neuen Heidentums.

Der zweite Vorschlag Horneffers geht also auf den Inhalt der neuen Religion, die als neues Heidentum, als Verwirklichung des klassischen Ideals der Griechen, bezeichnet wird.

Von dem Bisherigen ist Horneffer felsenfest überzeugt. „Ich wäre bereit, mir dafür den Kopf abschlagen zu lassen, daß das, was ich behauptet habe, die Wahrheit ist. Die Menschheit wird traurig verkommen, wenn sie nicht den Weg einschlägt, den ich ihr gewiesen habe." Man sieht, der große Zarathustra macht Schule. Die Klasse der Propheten, welche die Welt aus ihren Angeln zu heben vermögen, ist noch nicht ausgestorben.

Und doch, jetzt, wo der Prophet die neue Religion, die Panacee für die Menschheit, offenbaren soll, wird es ihm schwül zu Mute. Jetzt bangt und zagt er, da er an die Stelle der „geoffenbarten Religion" etwas Besseres setzen soll. Horneffer fühlt: Eine neue Religion muß eine neue Weltanschauung mit sich führen und eine solche begründen. Ist doch die neue Religion im Grunde nur Weltanschauung, Philosophie. Horneffer gehört insofern zu der zweiten Klasse von Denkern, die wir früher namhaft gemacht haben. Die Religion verengt sich ihm zur Weltanschauung, zu einer bestimmten philosophischen Wertschätzung der Welt. Er kennt sie nicht als den großen geschichtlichen Prozeß, in dem sie viel mehr ist, als eine philosophische Weltanschauung. Wahr ist: Religion führt stets auch eine bestimmte Welterkenntnis mit sich und begründet sie. Aber sie fällt nicht mit ihr zusammen, sie geht über alles, was Welterkenntnis heißt, hinaus. Religion fällt mit keiner Form des Wissens zusammen. Horneffer hat sich in diesen Irrtum verstrickt. Von der „geoffenbarten" soll heißen: historisch sich entwickelnden Religion will er nichts wissen. An ihre Stelle setzt er ein Bruchstück geistigen Lebens, eine Weltanschauung, die er mißbräuchlich Religion nennt. Immer und wieder werden die Denker von dem Phantom geäfft, die Religion müsse philosophische Religion, d. h. sie müsse die Weltanschauung des betreffenden Denkers selbst sein. Und doch ist diese Ansicht grundfalsch. Denn die Religion ist ein unermeßlicher geschichtlicher Prozeß, der wohl Weltanschauung mit sich führt und solche begründet, aber niemals mit der bestimmten Weltanschauung eines bestimmten Philosophen zusammenfällt. Es gibt eine religiöse Entwicklung, welche eine bestimmte Philosophie begründet, aber es gibt keine philosophische Religion und die Weltanschauung, die durch die religiöse Entwicklung begründet wird, ist nicht Religion, sondern Wissenschaft, Weltanschauung, Philosophie. Die Religion ist eine ungeheure, eine grenzenlose Macht, die aus ihrem Schoß auch eine Weltanschauung hervortreibt, aber niemals ist diese Weltanschauung philosophische Religion. Denn die Religion ist in ihrer geschichtlichen Entwicklung weit mehr als Philosophie, geschweige denn als ein bestimmtes philosophisches System. Die „philosophische Religion" ist der Irrwahn von Philosophen, die nicht einzusehen vermögen, daß die Religion eine menschliche Lebensgestalt ist, die viel weiter reicht und viel mehr umfaßt, als alle Philosophie, als jedes philosophische System. Wer sie als philosophische Religion zu einem bestimmten philosophischen System verengt, wie Schelling, Schopenhauer, E. v. Hartmann, Feuerbach und viele andere tun, der zerstört das Wesen der Religion. Zu ihnen gesellt sich auch Horneffer, da er Religion mit einer besonderen und bestimmten Weltanschauung zusammenfallen läßt. Das ist dann nicht mehr Religion, nicht neue Religion, sondern der alte Irrtum, eine bestimmte Weltanschauung Religion zu nennen. Mit dem gleichen Rechte könnte der Dichter von einer dichterischen Religion, der Maler von einer malerischen Religion, der Staatsmann von einer politischen Religion, der Bauer von einer agrikolen Religion, der Techniker von einer technischen Religion reden. Religion aber in ihrem innersten und allumfassenden Wesen fällt mit keiner bestimmten Tätigkeit des Menschen zusammen und läßt sich nicht in eine solche verengen. Religion ist die Melodie der Unendlichkeit und des Grenzenlosen, die in allen menschlichen Tätigkeiten mittönt, aber mit keiner zusammenfällt. Auch in der Weltanschauung wirkt sie; sie selbst aber ist mehr als Weltanschauung und darum gibt es keine Religion, die bloß oder

wesentlich Weltanschauung wäre, es gibt keine philosophische Religion. Der Weltgeist produziert für den Philosophen keine besondere Gattung Religion, so wenig als er für den Dichter, den Maler, den Staatsmann, den Bauer, den Techniker eine besondere Religion produziert. Religion ist das Grenzenlose, das über allem Begrenzten schwebt, der Himmel, der über allem Irdischen sich wölbt, das Meer, aus dem alle Ströme des Lebens quellen.

Indem Horneffer dies Wesen der Religion verkennt, und sie zu einer Weltanschauung verengt, so hebt er die Religion auf und setzt an ihre Stelle ein Surrogat der Religion, dem er fälschlich den Namen Religion beilegt. Seine neue Religion ist gar keine neue Religion, sondern ein uraltes und längst bekanntes Surrogat für die Religion. Es ist nichts als die Bildung der Jugend durch das, was Horneffer das klassische Ideal, oder die Weltanschauung der Griechen nennt, eine Art Ersatz der Religion durch die künstlerische Lebensführung, die Horneffer den Griechen zuschreibt. Und insofern gesellt sich Horneffer zu der dritten Klasse der oben genannten Denker; er hebt freidenkerisch das spezifische Wesen der Religion auf.

Es ist belehrend, die Irrwege kennen zu lernen, auf denen ein moderner Deutscher zu diesem alten und hundertmal widerlegten Phantom zurückkehrt.

Das alte Weltbild, der Glaube an einen Gott, sei dieser nun über der Welt oder ausgegossen in der Welt, sagt uns nicht mehr zu. Eine bewußte, überlegte, planmäßige Schöpfung und Leitung der Welt, ein durchweg sinnvoller Aufbau des Weltganzen, ist uns nicht mehr glaubhaft. Das Ganze der Natur hat kein vernünftiger, einsichtiger Geist geleitet. Wir glauben nicht mehr an den bösen Gott, der das Entsetzliche in der Natur wirkt, nicht mehr an den guten Gott, der das Zweckmäßige wirkt. Dem vernünftigen Charakter, den die Welt als das Werk Gottes tragen müßte, spricht alle Erfahrung Hohn. Zum mindesten sind auch furchtbare Gegenkräfte und Hemmnisse am Werk. Lassen wir endlich Gott ruhen, schaffen wir andere Weltgedanken, die uns glaubhafter dünken und uns doch zugleich das Leben wert und teuer machen.

Also um einen Ersatz des Gottesgedankens und um einen Ersatz dessen, was in aller Geschichte Religion heißt, handelt es sich. Diesen Ersatz vermag Horneffer im Materialismus nicht zu finden, denn es ist ganz unmöglich, das Seelische auf das Körperliche zurückzuführen. Immer mehr löst sich selbst die Materie auf, so daß nur noch Kräfte übrig bleibt. Wenn wir nach einem Weltgrund suchen, nach einem letzten Zusammenhang, einem allgenugsamen Grundwesen des Daseins, so wird dies etwas Seelisches sein müssen. Denn das Seelische ist das uns zunächst Gegebene, ja in gewissem Sinne das uns ausschließlich Gegebene. Wir können niemals vom Seelischen absehen.

Wie aber sollen wir das Seelische bestimmen und wie verhält es sich als Prinzip der Welt? Hier hat Schopenhauer das erlösende Wort gesprochen. Das Wesentliche ist der Wille, das Triebleben. Der Wille ist das Fundament des seelischen Lebens des Menschen und damit auch des leiblichen Lebens. Wille ist auch in der Natur das Wesenhafte. Darwin stützt diese metaphysische Auffassung Schopenhauers, die den Menschen und die Natur so eng aneinander gliedert. Durch die Entwicklungs- und Abstammungslehre Darwins ist der Zusammenhang des bis dahin getrennten, zerspaltenen Seins bewiesen. Alle Naturerscheinungen sind jetzt blutsverwandt. Vor aller Erscheinungswelt gibt es ein allgemeines, allumfassendes Urseelisches, ein unbewußtes, dumpfes Begehren, einen wilden Drang. Ein heißes, unersättliches Begehren, das ist der Grundzug des Daseins.

Daß aber Schopenhauer das erlösende Wort gesprochen, ist doch nur mit Einschränkung zu verstehen. Die Philosophie Schopenhauers ist nur ein Same, ein Keim, unvollständig, unabgeschlossen. Die Vollendung heißt auch hier — Horneffer, wie sie früher nicht Nietzsche, sondern Horneffer geheißen hat. Der Wille zum Leben genügt nicht als Prinzip der

Welt. Denn Schopenhauer ist pessimistisch; sein Pessimismus verlangt die Vernichtung des Willens. Horneffer aber — und darin hat er ja Recht — verlangt Bejahung des Willens, er will einen Willen, der sich bejaht. Auch Nietzsche hat einen bejahenden Willen, den Willen zur Macht, durch den sich das Leben zu einer höheren Gestalt entfaltet. Aber auch diese Lösung ist für Horneffer nicht genügend. Horneffer will nicht den Übermenschen der Zukunft, er will jetzt schon, hier schon, in der Gegenwart durch den Willen beglückt sein. Bei Schopenhauer ist der Wille öde und sinnlos, bei Nietzsche wird der Wille als Wille zur Macht ein furchtbar mörderisches, entsetzensvolles Spiel. „Die Welt Schopenhauers wird hierdurch nicht erlöst; ein Unheil wird mit dem andern vertauscht. Der Mensch kann nicht liebend und segnend zur Welt stehen. Ihn lähmt der immer gleiche Schauder vorm Dasein. Auch Nietzsche kann uns nicht als Abschluß unserer metaphysischen Spekulation gelten."

Jetzt also kommt der Abschluß. Luther, Kant, Nietzsche — Horneffer. Die Seifenblasen zerplatzen, das Licht geht der Welt auf. Horneffer bringt den Abschluß der metaphysischen Spekulation.

Was will der Wille eigentlich mit sich selbst, was ist sein Ziel? Horneffer antwortet: „Ich meine, der Wille will sich gestalten, sich zur Form bilden." Der Wille will sich selbst, indem er seine Form, seine Ordnung, Gliederung, Schönheit will. So bildet z. B. der Mensch seinen Charakter. Er leiht seinem Willen einheitliche Gestaltung. In diesem Bilde der menschlichen Entwicklung sieht Horneffer das Bild der ganzen Welt. Der Wille wirkt formgebend im Unorganischen, im Organischen und im Menschen. Beim Menschen wird der Wille zur Form im höchsten Grade schöpferisch. Durch den Menschen wird das ganze All ein Fluß, ein Strom, ein Rhythmus, eine Melodie. Im Menschen klingt der ganze Naturwille konzentriert und gesammelt aus. Hier erlöst sich der Wille durch die Form, durch die Schönheit. Nur die Form erlöst, nur die Schönheit beglückt. „Unsere höchste, reinste, stärkste Sehnsucht ist die Sehnsucht nach Schönheit, nach Kunst in allem, nach dem rhythmischen Gange aller Erlebnisse. Die ganze Welt ist Kunst und Kunstwille."

Aber warum ist in der Welt nicht alles Kunst, Schönheit, Ordnung, Harmonie? Warum spielt die Tragödie im Dasein eine so ungeheuere Rolle? Warum ist der Schöpferwille nicht allmächtig?

Das ist der Punkt, an dem wir mit Horneffer einen Augenblick sympathisieren können, weil in seine ästhetische Illusion auf einen Augenblick ein Strahl der Wahrheit fällt. Freilich nur einen Augenblick, — die ästhetische Illusion stellt sich wieder her und behält den Sieg.

Horneffer teilt die allgemeine Auffassung nicht, daß die Welt aus einem einzigen allgemeinsten Prinzipe abgeleitet werden müsse, daß die Welt eine unbedingte Einheit sei, daß alles Mannigfaltige der Erscheinung auf eine einzige Urquelle zurückzuführen sei. Die gesamte moderne Philosophie seit der Renaissance hat unter der bestrickenden Macht dieses Gedankens gestanden. Im Pantheismus mit seinen verschiedenen Ausgestaltungen hat dieser Gedanke seinen stärksten Ausdruck gefunden. Heute nun vollends ist man ganz von diesem Gedanken eingefangen. Man glaubt sich aufs höchste zu ehren, wenn man sich einen Monisten nennt. Monismus ist ein beliebtes Schlagwort, mit dem man einen Abschluß, einen endlich erreichten festen Punkt in der metaphysischen Spekulation zu bezeichnen glaubt.

Horneffer ist gänzlich anderer Meinung. Er kann sich das Entstehen der Welt aus einer Einheit schlechterdings nicht vorstellen. Nur aus dem Gegensatz von Kräften kann Bewegung und Leben entstehen. Schon im Urschoß der Dinge muß der positiven Kraft eine negative gegenüberstehen. Hier schon muß Kampf und Reibung sein. Nur so konnte die Welt entstehen.

So weit wäre die Sache in Ordnung. Neu ist diese Ansicht natürlich nicht. Schon Heraklit hat sie ausgesprochen,

da er den Krieg den Vater aller Dinge nannte. Die wichtigsten Religionen, der Mazdaismus, der Mosaismus, das Christentum, der Manichäismus haben mit dem Dualismus gerechnet, ja sogar zum Teil den Dualismus zu einem unheilbaren überspannt. Der Manichäismus hat zwei Prinzipien des Daseins angenommen, die kirchlich-orthodoxe Teufellehre hat zwei Endzustände des Daseins statuiert. Eine seiner wichtigsten Schriften, die „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", hat Kant dualistisch begründet und durchgeführt. Hebbel nennt den Widerstreit das Element des Lebens und Goethe spricht vom Sauerteig, den von der Wiege bis zur Bahre kein Mensch verdaut, vom Gegensatz des ewigen Glanzes, in dem die Gottheit sich befindet, und der Finsternis, in die uns Menschen Gott gebracht hat. Der Dualismus ist nicht neu; er ist die älteste und die dauerhafteste Weisheit, die allen Monismusschwindel überdauert. Es kommt nur darauf an, ihn so zu fassen, daß die Keime der Einheit, des Zusammenhangs, der Harmonie, des Schönen, Guten, Wahren, Höchsten, Heiligen und Selbstzwecklichen vom Hagelschlag der Widersprüche nicht zerstört werden, sondern daß im Gegenteil aus diesem furchtbaren Widerstreit das Leben zu immer höheren, vollkommeneren und beseligenderen Formen sich herstellt. An dieser Aufgabe arbeitet das ganze Menschengeschlecht von Anbeginn bis heute. An dieser Aufgabe arbeitet der Weltgeist selbst und ihre Lösung heißt: Ein grenzenloser Prozeß.

Hat Horneffer den Dualismus so gefaßt, daß er in der Geschichte der Weltanschauung als ein Fortschritt oder als eine Bereicherung unserer philosophischen Weltanschauung gelten kann? Der Leser höre und urteile selbst. Er ist mündig, wir brauchen ihn nicht zu bevormunden.

Zwei Kräfte bilden die Welt. Der Wille zur Form und der Wille zur Unform, zum Nichts. Aber das Nichts ist nicht schlechthin Nichts. Das Nichts muß eine aktive wirksame, hemmende Kraft haben, die den bild- und regsamen Willen zur Form durchkreuzt. Woher das so vielfach Verwahrloste, Schauerliche, Wüste im Dasein? Woher der Kampf, die Not, die Zwietracht im Sein? Das alles ist die Wirkung einer unheimlichen Gegenkraft, die sich dem schöpferischen Willen zur Form widersetzt, der er seine Gliederung, Sammlung, Ordnung, Schönheit abringt, welche ihm oft mißlingt.

Welches diese Kraft ist, will uns Horneffer nicht sagen. Er will nur sagen, wie diese Kraft sich ausdrückt und in unsere Erscheinungswelt hineinragt. „Die alles zerspaltende, hemmende, und dadurch zernagende und zermalmende, vernichtende und zerstörende Kraft, gegen die sich der Wille zur Wehre setzt, scheint mir die Zeit zu sein." Die Zeit ist nicht bloß eine leere Form der menschlichen Anschauungskraft, sie ist eine unbedingte Wirklichkeit des steten Auflösens, Hemmens, Zerstörens. Daß der Wille nicht als Einheit wirken kann, daran hindert ihn ewig die Zeit.

Und nun wäre also das Prinzip des Weltprozesses gefunden! Die Welt ist die schmerzhafte Geburt aus zwei entgegengesetzten Mächten. An dem Kampfe zwischen Wille und Zeit entzündet sich die Gestalt, das Leben. Die Welt ist das sehnende, kämpfende Suchen eines zerspalteten, zerrissenen Willens nach seiner Wiederkehr, nach seiner Einheit, nach seiner Schönheit, seinem Glück. Mit dem Willen zur Form ringt der Mensch der Zeit, dem Willen zur Unform, sein Glück ab. Also ist der Wille zur Form in letzter Instanz Wille zum Glück. Der Mensch will glücklich sein. Was ist Glück? Diese Frage ist mit furchtbarer Gewalt jetzt wieder in den Herzen erwacht.

„Ist ein Menschenglück? Ja, ich sage, es ist ein Menschenglück. Aber es ist nur ein einziges Glück, das Glück der Schönheit. Alles andere ist Schaum und Dunst."

Von jetzt an wird es etwas schwer, dem Verfasser zu folgen. Die Darstellung wird enthusiastisch, schwunghaft, rhapsodisch. Der Verfasser hat den Widerstreit des Daseins völlig vergessen und unterjocht und berauscht sich nun im Ozean der Schönheit und Kunst. In der Tat, ein förmlicher Rausch der Schönheit kommt über ihn und seine glühenden Worte berauschen alle, die schwach genug sind, dem Zauber der Schönheit sich willenlos und rückhaltlos gefangen zu geben. Wir gehören nicht zu diesen. Wir schauen den Widerstreit des Lebens ganz anders an als Horneffer, und lassen uns mit dem Zaubertrank der Schönheit nicht betäuben.

Nur der Vollständigkeit und des Abschlusses wegen stellen wir aus den Schlußakkorden der Hornefferschen Symphonie einige Leitmotive zusammen.

Alles Seiende erstrebt Erlösung durch die Schönheit. Das ist die Religion des Heidentums, des Griechentums. Der Grieche war erlöst im Glücke seiner Schönheit. Dann aber brach das Unheil herein. Aus Asien kam das Christentum herüber und predigte, wie alle asiatischen Religionen, die Schwäche des Menschen. Das Christentum hat den Heidenhochmut gebrochen, es hat den Menschen geknickt und entwurzelt. Wir müssen die heidnische, die griechische Religion zurückerobern. Treiben wir die Religion der Schwäche aus. Werden wir wieder aus Christen zu Heiden. Das Christentum erniedrigt den Menschen. Geben wir dem Menschen die Würde zurück.

Zweierlei fordert diese neue Religion vom Menschen. Das erste ist, daß der Glaube an Gott aufgegeben wird. Der Glaube an Gott war das größte Unglück der Menschheit. Gott war dem Menschen immer ein Stab, eine Stütze, Anlehnung, Hülfe, Rettung. Aber dadurch begab sich der Mensch der Eigenwürde. Damit verzichtete er auf die eigene Kraft. Aus der Schwäche ist dieser Glaube gewachsen. Die Schwäche hat er gezüchtet, verewigt. Nur was keiner höheren Hülfe und Gnade bedarf, was aus eigenen Gnaden lebt, das hat Würde und Adel. Wir müssen Gott gänzlich abschütteln. Damit erst machen wir den Menschen wieder zum Menschen. Das Christentum erniedrigt den Menschen. Geben wir dem Menschen die Würde zurück.

Das zweite ist, daß wir aufhören den Blick über die Erde hinaus zu werfen und im Unermeßlichen hausen zu lernen. Das Grenzenlose ist nicht für den Menschen. Im Grenzenlosen taumelt er. Halten wir im Begrenzten stand. Hold sind alle Schranken. Die Grenze ist die Stärke, die Entfaltung, das Glück. Vergiß die Ewigkeit, gib dich hin an die Vergänglichkeit. So gebärst du die Schönheit. Mit deiner Schönheit aber erlöst sich in dir die Ewigkeit.

Das ist die Religion der Griechen. Die Religion Homers. Aber das Griechentum erfüllte seine Aufgabe nicht. Es erlitt auf der Höhe Schiffbruch. Das Griechentum gipfelt in Platon. Aber Platon war der letzte Grieche und zugleich der erste Christ. Platon war das Verhängnis Europas. Er fluchte dem Griechentum, er strich sein eigenes Volk durch. Man möchte noch heute wehe, wehe! rufen über diese Tat. So brach er der asiatischen Religion die Bahn.

Was in Europa Großes geschah, geschah vor dem Christentum, oder nach dem Christentum, trotz des Christentums.

Seither, seit Europa wieder zu erwachen begann, sucht es eine Religion des Lebens. Diese haben wir noch nicht. Michelangelo ist ein Sucher nach Leben. Goethe hat fast das Griechentum. Aber auch Faust ist noch ein Suchender. „Wir aber wollen nicht länger Suchende sein; wir wollen endlich Habende sein. Schaffen wir eine Religion des Lebens, eine homerische Religion des Menschenadels, der selbsterlösenden Kraft im Menschen, der Verehrung der Gestalt als des einzigen Lebens, der Erlösung durch Schönheit."

Dr. Kreyenbühl.

Die Gralssage und die Parzivaldichtung.

I. Die Gralssage.

Das Abhängigkeitsgefühl, welches den Ausgangspunkt aller Religiosität bildet, findet seine Ergänzung in der Erlösungsbedürftigkeit des Menschen und in dem Trachten der

Seele, einer Erlösung teilhaftig zu werden. Auch in dem allermodernsten Menschen lebt, mag er es auch noch so wenig Wort haben wollen, das tiefinnerliche Verlangen, einen Ruhepunkt zu erreichen, wo sich die Seele aus aller Unruhe der Welt gerettet wisse und Frieden in Gott gewinne. Deshalb hat sich auch die Dichtung zu allen Zeiten mit diesem tiefsten aller Probleme beschäftigt und der griechische Prometheus und der durch Goethe zu einer modernen Gestalt gewordene Faust, um nur an zwei besonders großartige und dabei durch viele Jahrhunderte von einander getrennte Schöpfungen der dichterischen Phantasie zu erinnern, sind Erscheinungen, in denen sich das ewige Ringen der Menschheit nach Erlösung, nach einem Frieden mit der Gottheit und zugleich die Vorstellungen, wie man am besten zu diesem Ziele gelangen könne, zwar in sehr verschiedenen Gestaltungen, aber mit einer gemeinsamen Grundrichtung verkörpern. Prometheus lehnt sich in wildem Trotze gegen Zeus auf, um sich dann doch unter dessen auf einer tieferen sittlichen Grundlage ruhende Macht zu beugen, und Faust wird, weil er „sich strebend bemüht" hat, von den Engeln für der Erlösung würdig erklärt und „die Liebe hat an ihm von oben teilgenommen". Und ist nicht auch die kirchliche Legende von dem Christus, der sich nach dem Glauben seiner Jünger selbst für die sündige Menschheit zum Opfer bringt und, indem er über den Tod triumphiert, zu dem Sitze zur Rechten des Vaters emporsteigt, ein hervorragendes Erzeugnis der dichterischen Phantasie, das durch lange Jahrhunderte hindurch die reinsten und ergreifendsten religiösen Wirkungen hervorgebracht hat? Und wenn wir freisinnigen Christen heute überzeugt sind, daß der wirkliche Jesus mehr ist als jener Christus, daß er eine in allem, was er berührt, Leben weckende Gestalt ist, und wenn unser Erlösungsbedürfnis in der das A und O seiner Lehre bildenden Wahrheit, daß wir Menschen allesamt Gottes Kinder sind und darum, wenn wir uns dessen würdig zeigen, auch seiner Gnade gewiß sein können, eine nach jetzigem Ermessen alle Zeitlichkeit überdauernde Befriedigung finden kann, der Erlösungsgedanke ist es doch auch, der den Mittelpunkt unseres Glaubens bildet und der unser Streben niemals zur Ruhe kommen läßt und es durch die eben erwähnte Bedingung der göttlichen Gnade immerfort wach erhält. So ist zwar für uns kein religiöses Bedürfnis mehr vorhanden, uns mit unserem Glauben an Dichtungen zu wenden, welche das Ringen nach Erlösung behandeln, und wir können vollends in ihnen, den Spielen der Phantasie, keine religiöse Erbauung suchen wollen, wohl aber vermögen wir uns an dem Gedanken zu erfreuen, daß das, was uns bewegt, auch andere Seelen bewegt hat und der Anlaß zu kultur- und speziell religionsgeschichtlich interessanten Schöpfungen geworden ist.

Darum scheint mir namentlich diejenige Behandlung, welche das Mittelalter dem Problem der Erlösung in Sage und Dichtung hat angedeihen lassen, es wohl zu verdienen, gerade an dieser Stelle wiedergegeben und charakterisiert zu werden. Allerdings muß ich mir bei dem Berichte über die Gralssage, um die es sich dabei in erster Linie handelt, von vornherein mehrfache Beschränkungen auferlegen oder, wenn man will, Freiheiten gestatten. Die Gralssage liegt uns nicht in einer einfachen und einheitlichen dichterischen Gestaltung vor und der deutsche Dichter, der sie in seine zwischen 1200 und 1210 entstandene Parzivaldichtung eingeflochten hat, Wolfram von Eschenbach, ist weder der erste, der sie erzählt, noch ist sein Bericht so lückenlos, vollständig und gleichmäßig verständlich, daß man ihn ohne weiteres nacherzählen und auf eine Ergänzung aus anderen Quellen verzichten könnte. Aber auch von den Quellen, aus denen Wolfram schöpft, ist uns nur eine, „Li contes del graal" des Crestien de Troyes, zugänglich, eine andere, die Wolfram seinerseits über die Dichtung Crestiens stellt, eine Erzählung eines Provenzalen Kiot, ist bis jetzt nicht auffindbar gewesen, ja einige Forscher haben behauptet, daß die Person des Kiot überhaupt von Wolfram nur erdichtet und vorgeschoben sei, weil dieser so seine eigenen Abweichungen von Crestien einem anderen habe aufbürden können; es führen auch in der sonstigen Überlieferung, deren ältester, die ganze Sage erzählender Vertreter der zu Ende des 12. Jahrhunderts lebende Franzose Robert de Boron ist, keine Spuren auf provenzalische Behandlungen der Sage und ebensowenig auf spanische, so daß auch Wolframs Nachricht, Kiot habe seine Kenntnis vom Grale von einem getauften Heiden, einem Araber oder Halbjuden Flegetanis aus Toledo, höchstens zu der auch durch andere Umstände wahrscheinlich gemachten Vermutung Anlaß geben kann, daß zu der vollständigen Ausgestaltung der Sage außer den ursprünglichen orientalischen, keltisch-kymrischen, britischen und bretonischen Bestandteilen auch vereinzelte mohammedanische und rabbinische Einflüsse mitgewirkt haben. Jedenfalls ist vieles von dem, was über den Gral berichtet wird, unsicher und umstritten und hier, wo es nicht auf eine wissenschaftliche Untersuchung abgesehen ist, muß ich mir erlauben, nur das wiederzugeben, was ich persönlich für das am besten Verbürgte oder Wesentlichste halte, und ferner die Angaben der verschiedenen Quellen ohne deren zu häufige besondere Namhaftmachung zu einer möglichst in sich geschlossenen Darstellung zusammenzuarbeiten.*)

Als dasjenige Naturprodukt, welches den äußeren Anstoß zur Entstehung der Sagenbildung vom Grale gegeben hat, muß man sich wohl, wie bei den Sagen vom Almosentopfe Buddhas, vom Kessel oder Waschbecken der keltischen Göttin Ceridwen, vom schwarzen Steine der Kaaba in Mekka und von anderen heiligen Gefäßen und Steinen, einen Meteorstein denken, Bedeutung aber erhalten alle diese konkreten und an sich bedeutungslosen Gegenstände erst dadurch, daß ihnen durch einen kindlichen Glauben eine außerordentliche, wunderbare, heilige Kraft zugeschrieben wird und sich Mythen und Kulte an sie knüpfen. Nach einer jüngeren Überlieferung ist der Gral ein Edelstein, der aus Luzifers Krone sprang, als sie ihm der Erzengel Michael vom Haupte brach, die Schale oder Schüssel aber (im mittelalterlichen Latein gradale, gradalis, also ursprünglich kein Eigenname), als welche der Gral in der älteren Überlieferung auftritt und er auch vielleicht bei Wolfram mit dem von ihm gebrauchten Ausdruck „Stein" gemeint ist, hat bei dem letzten Mahle Jesu mit seinen Jüngern gedient und in ihr wird dann durch Joseph von Arimathia, in dessen Besitz sie gekommen ist, das aus den Wunden des Gekreuzigten strömende Blut aufgefangen. Als Joseph von den Juden ins Gefängnis gesetzt worden ist, weil er den Leichnam Jesu beiseite geschafft haben soll, bringt ihm der ihm dort erscheinende Heiland die Schüssel wieder und knüpft an sie die Weissagung, daß alle, die sie in Zukunft schauen würden, davon Heil und Segen haben sollten. Erst nach langer Zeit wird Joseph durch den Kaiser Vespasian aus dem Kerker entlassen (er wird bei dieser Erzählung mit dem jüdischen Geschichtschreiber Flavius Josephus verwechselt, von dem Sueton diese Befreiung durch Vespasian berichtet), sammelt dann eine Christengemeinde um sich und zieht mit ihr in die Ferne; das heilige Gefäß bewahrt alle Zeit seine Kraft und vermag namentlich die Reinen von den Unreinen zu scheiden. Als Joseph eine Tafel in der Form der Abendmahlstafel herrichtet, in deren Mitte der heilige Gral und ihm gegenüber ein von Josephs Schwager Bron gefangener Fisch gestellt werden und an welcher der Platz zwischen Joseph und Bron als der Sitz des Judas leer gelassen wird, empfinden nur die Reinen beim Anblick des Gefäßes die verheißene Erfüllung des Herzens, die Unreinen aber nicht und gehen deshalb beschämt von dannen. Nun versammeln sich die Reinen täglich um den Gral, und als einmal ein Ungläubiger den leeren Platz einnimmt, wird er von der berstenden Erde verschlungen und eine Stimme ge-

*) Demjenigen, der sich näher über den ganzen Gegenstand unterrichten will, sind außer dem mittelhochdeutschen Originale von Wolframs „Parzival" (z. B. in der Ausgabe von Karl Bartsch) dessen Übersetzungen oder Bearbeitungen von San-Marte (Albert Schulz) (1836/41), Gotthold Böttticher (1893) und Wilhelm Hertz (1898) samt den beigegebenen Einleitungen und Erläuterungen, die auch die wissenschaftliche Literatur aufführen, zu empfehlen; ich selber verdanke ihnen meine ganze Weisheit.

bietet, der Platz solle leer bleiben, bis dem Sohne Brons ein Sohn geboren werde und dieser den Platz einnehmen könne. Daß auch ein Fisch auf die Tafel gestellt wird, hat seinen Grund darin, daß der Fisch in der alten Kirche ein Symbol Christi war; die Buchstaben von Ichthys, dem griechischen Worte für Fisch, sind die Anfangsbuchstaben der Wörter Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ (Jesus Christus Gottes Sohn Erlöser) (J—Ch—Th—Y—S), der Gral bezeichnet das Blut und der Fisch den Leib des Herrn und der ganze Gottesdienst schließt das Geheimnis des Altarsakraments in sich. Wer in Gemäßheit des Wortes Christi „Ich will euch zu Menschenfischern machen" viele bekehrt, ist ein reicher Fischer, deshalb erhält Bron diesen Namen, aber wenn ein späterer Gralskönig ebenfalls der Fischer (piscator, pêcheur) genannt wird, soll er zugleich, wie wir sehen werden, als Sünder (peccator, pécheur) gekennzeichnet werden. Die um Joseph versammelte Gemeinde zerstreut sich, nachdem Joseph den Gral seinem Schwager Bron übergeben hat.

Bremen. Edm. Fritze.

Vom schweizerischen Reformtag in Chur.

Der schweizerische Verein für freies Christentum, das Pendant in der Schweiz zum Protestantenverein in Deutschland, hat am 10. und 11. Juni in Chur seine 17. Generalversammlung abgehalten. Bei der Geistes- und Interessengemeinschaft, die zwischen beiden Vereinen besteht — lassen sie sich doch jeweilen bei ihren Zusammenkünften vertreten —, darf wohl bei den Gesinnungsgenossen im großen Deutschen Reiche auch auf Anteilnahme an dem gerechnet werden, was in der kleinen Schweiz auf dem gemeinsamen Arbeitsfelde geht und geleistet wird, und so möchten denn die folgenden Zeilen Kunde bringen in diesem Sinne.

Eröffnet wurde die Tagung durch einen Festgottesdienst, in welchem Pfarrer Baudenbacher aus Bern eine zündende Predigt über Markus 12, 36 hielt. In der am Abend folgenden volkstümlichen Versammlung sprach der Zentralpräsident Pfarrer Altherr aus Basel über „Die Bestrebungen unseres schweizerischen Vereins für freies Christentum in Vergangenheit und Gegenwart". Er, der selbst in der ganzen Bewegung an hervorragendem Posten gestanden hat, war dazu der Berufene. Er wies darauf hin, wie der Verein zu der Zeit entstanden, als der Konflikt zwischen biblischer und moderner Weltauffassung, zwischen Glauben und Wissen akut wurde. Da stellten sich die Gründer des Vereins die Aufgabe, diese Gegensätze, die sich ihnen nur als scheinbare herausstellten, zu versöhnen, in der richtigen Erkenntnis, daß die Wahrheit nur eine sein könne. Um dieses Ziel zu erreichen, war es vor allem nötig, auch auf dem Gebiete des Religiösen und der überlieferten Glaubensvorstellungen der freien Forschung ihren Lauf zu lassen. Doch gerade daran haben sich seiner Zeit schwere Befürchtungen geknüpft, daß nämlich in solcher Freiheit schließlich ein großes Chaos entstehe, indem ja jeder „glauben" könne was er wolle. Diese Befürchtungen sind glücklicherweise nicht in Erfüllung gegangen. Wohl gibt es ja heutzutage vereinzelte Stürmer, die alles niederreißen wollen. Aber inmitten des vielen, was vor der freien Forschung nicht mehr Stand zu halten vermochte, da blieben doch noch unerschütterte Felsen wie Gott und das Evangelium Jesu Christi. Weil nun auch heutzutage noch Verstand und Gemüt, Religion und Wissenschaft miteinander im Streite liegen und so viele unserer Zeitgenossen nicht vermögen, mit der Wissenschaft die Religion oder mit der Religion die Wissenschaft beiseite zu schieben, so gilt es auch heute noch, das Werk der Gründer des Vereins fortzuführen, — wenn dieser auch nicht mehr um seine Existenz den Kampf führen muß. Besonders wurde auch betont, wie der schweizerische Verein für freies Christentum nicht auf irgend eine Parteischablone eingeschrieben sei — es begebe sich niemand, der ihm beitrete, seiner Freiheit und Unabhängigkeit —, jeder

behalte die vollste persönliche Freiheit. Auch müsse man nicht ein Kampfhahn sein. Wozu man sich verpflichte, das sei dies: Unduldsamkeit in jeder Form in und außer sich abzuwehren und in voller persönlicher Wahrhaftigkeit die Religion der Gottes- und Menschenliebe zu verkünden und zu üben. — Es war für die Jüngeren eine Freude, die Begeisterung für die Sache herauszuhören, die in den volkstümlichen Ausführungen des bewährten Reformers lag, der mit den Worten schloß: es gibt nichts Schöneres, als ein ganzer, wetterfester, zuversichtlicher, fröhlicher Reformer zu sein! Es folgten sodann Begrüßungen seitens befreundeter und verwandter Vereinigungen in England, Genf, der Pfalz.

Am folgenden Morgen tagte von 8—10 Uhr die Delegiertenversammlung, bei der 52 Delegierte aus den verschiedenen Sektionen anwesend waren, und welche die laufenden Vereinsgeschäfte erledigte. Um 10 Uhr begann die Hauptversammlung in der Regulakirche, — der historischen Stätte, wo einstens Gallizius und Campell, die beiden Bündner Reformatoren, gewirkt hatten.

Der Zentralpräses Pfarrer Altherr ergänzte den gedruckt vorliegenden Präsidialbericht über die letzten zwei Jahre durch einige Bemerkungen. Es ist demselben zu entnehmen, daß das freie Christentum sich mehr und mehr wachsender Sympathie erfreut. Die Werke des Vereins: die Langstiftung, zur Unterstützung von Theologiestudierenden, das Schwesternhaus zum roten Kreuz in Zürich, zur Heranbildung von Krankenschwestern, fern von allem engherzig-konfessionellen, die Volksschriftenpropaganda freuen sich guten Gedeihens und tragen in praktischer Weise zur Förderung der Vereinssache bei. Der Vorsitzende fügt ergänzend bei, daß der Verein jetzt aus dem Kampfe um die Existenzberechtigung heraus sei. Die verschiedenen kirchlichen Richtungen haben heute besseres zu tun als einander zu bekämpfen. Orthodoxe und Reformer tun mancherorts gemeinsame Arbeit. Aber dem Frieden ist nicht immer zu trauen und immer wird es für die Reformer gelten, zu tapferer Abwehr stets zusammenzustehen. Leider mußte der Vorsitzende auch zahlreicher Reformer gedenken, die der Tod in den letzten beiden Jahren dahingerafft; es sind darunter auch in Deutschland bekannte Namen, wie Hegg, der Herausgeber der Bitzius Predigten. Bei dieser Gelegenheit wurde auch in ehrender Weise aller jener Ungenannten und Unbekannten gedacht, die in aller Stille, vielleicht unter schweren persönlichen Opfern, freies Christentum betätigt und verkündigt haben.

Dann hielt Herr Professor Schmiedel aus Zürich seinen Vortrag über „Die Person Jesu im Streite der Meinungen der Gegenwart". Die tiefgründige Arbeit des verehrten Lehrers wird in den „Protestantischen Monatsheften", von D. Julius Websky herausgegeben, in extenso erscheinen, worauf hier noch speziell hingewiesen sei. Sie mag hier nur in den Umrissen skizziert sein. Die Arbeit auf dem Gebiete der Jesusforschung ist gegenwärtig eine äußerst intensive. Als Fortschritt ist zu konstatieren, daß die Person Jesu immer mehr menschlich gefaßt wird, als irreführend, daß sehr oft eigene Ideale in seine Person hineingelegt werden. Was hätte er nicht schon alles sein sollen! Ein Sozialreformer, ein Prediger der Entsagung im Sinne des Buddhismus, ein Verkündiger des Pantheismus, ein Lehrer der Nächstenliebe ohne Beimengung eines religiösen Glaubens usw. Professor Schmiedel stellt sich nun die Aufgabe, aus dem gewaltigen Gebiete drei der wichtigsten Fragen zu beantworten: 1) Hat Jesus wirklich gelebt? 2) Hat er sich für den Messias gehalten? 3) Kann seine Sittenlehre heute noch befolgt werden? Die erste Frage, die für den gewöhnlichen Mann eigentlich selbstverständlich ist, ist neuerdings wieder akut geworden, da sie ja von hervorragender Seite in unserem eigenen Lager verneint worden ist. Schmiedel bejaht sie entschieden auf Grund seiner sogenannten Grundsäulen eines wissenschaftlichen Lebens Jesu. Diese Grundsäulen sind neun Stellen aus den drei ersten Evangelien, die sich nach der Methode der Profan-

geschichtsforschung als gesichert geschichtlich ergeben. Diese Stellen können nicht erfunden sein, weil sie der spätern Verehrung Jesu widersprechen, sie mögen hier genannt sein: Mk. 10, 17; Mk. 13, 32; Mt. 12, 31; Mk. 3, 21; Mk. 15, 34; Mk. 6, 5; Mk. 8, 12; Mt. 11, 5; Mt. 16, 5—12 und die diesbezüglichen Parallelen. Die zweite Frage wird ebenfalls bejaht. Erst nach schweren Kämpfen fühlte sich Jesus als Messias. Die Stufen, die er da durchmachte, sind folgende: das Kindes (Sohnes) Bewußtsein Gott gegenüber, mit dem er allein stand, infolgedessen fühlte er sich als Führer, dann als Reformator, schließlich als Messias, zu welch letzterem Schritt der Konflikt mit dem mosaischen Gesetz den Anstoß gab. Die religiös-sittliche Verkündigung fällt in eine Zeit, da er sich noch nicht als Messias fühlte. In gleicher Weise wie die beiden ersten Fragen wird auch die dritte bejaht. Und das trotzdem man zugeben muß, daß Jesus an das nahe Weltende geglaubt hat. Aber wenn dies auch nicht der Fall wäre, so wäre seine religiös-sittliche Verkündigung keine wesentlich andere. Bei einzelnen seiner Aussprüche, die zu Zweifeln Anlaß geben, ob diese dritte Frage wirklich bejaht werden kann, ist wohl zu beachten die Sachlage; weiter auch, warum gewisse Forderungen gestellt werden. Wenn Jesu Verkündigung lückenhaft befunden wird — und es finden sich tatsächlich solche Lücken, wie z. B. über den Staat, die Kunst fast nichts oder gar nichts von ihm überliefert ist —, dann ist zu bedenken, daß es sich eben um das zentrale Thema: die Seele und Gott und Gott und die Seele handelt. An die Grundzüge von Jesu Verkündigung können wir uns auch heute noch halten, auch wenn wir im einzelnen, wie im Lohngedanken, der Sorge für irdische Dinge Einschränkungen machen müssen und diese Grundzüge sind die: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und dabei Schaden nähme an seinem Leben? (d. h. wenn er die Achtung vor sich selbst verlieren würde). Kann eine Tat vor Gott bestehen? Hat sie einen sittlichen Zweck? Und die rechte Gesinnung ist diejenige der Liebe zu Gott und den Menschen. So wird es wahr, daß das Christentum die Wahrheit des Menschentums ist.

Der erste Votant, Dekan Hosang in Pontresina, betont die Wichtigkeit des historischen Christusbildes, der dogmatische tat in vergangenen Zeiten seinen Dienst, der ideale kann uns nicht genügen. Wir brauchen einen historischen, — an die Ergebnisse der Geschichtswissenschaft glaubt unsere Zeit. Der Referent scheint ihm auf dem rechten Weg zu sein. In Abweichung vom Kanon Schmiedels, daß das richtig sei, was einen Abzug am Helden bedeute, weist er darauf hin, daß Gedanken der späteren Gemeinde dem Stifter in den Mund gelegt worden seien, was Schmiedel unter der Bedingung acceptiert, daß diese Gedanken der Gesamtauffassung, nämlich der Verehrung entsprechen. Je mehr es den Menschen zum Bewußtsein komme, daß das Christentum in der Weltgeschichte doch das tiefste Bett gegraben, um so weniger werden sie darauf verfallen, neben der christlichen Moral eine andere neue aufzustellen. —

Wohl infolge der vorgerückten Zeit wurde die Diskussion nicht benutzt, — der Gesamteindruck wurde so nicht abgeschwächt. Zum Schluß tönte es noch mächtig durch die Kirche: Großer Gott wir loben dich.

Am folgenden Mittagsbankett sprachen unter andern unter großem Beifall die Herren D. Julius Webshy, Berlin, Pastor D. Veeck, Bremen, Stadtpfarrer Brückner, Karlsruhe.

Vom Büchertisch.

Erlösung. Von R. Herrmann, Pfarrer in Oberweid. (Weinels Lebensfragen. Verlag von J. C. B. Mohr, 1905. 50 Pf.)

Die Rechtfertigungslehre im Licht der Geschichte des Protestantismus. Von D. Karl Holl, a. o. Professor der Kirchengeschichte in Tübingen. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. Verlag von J. C. B. Mohr, 1906. 80 Pf.)

Beide Schriftchen sind erfreulich zu lesen. Das erste ist so recht geeignet zum Gelegenheitsgeschenk an solche, die von der Arbeit der modernen Theologie, speziell ihrem religionswissenschaftlichen Flügel ein deutliches Bild erhalten wollen. Es ist, wie überhaupt die ganze Lebensfragensammlung, ein trefflicher Beweis dafür, daß wir über heiligere Dinge verfügen, als bloß über Kritik und Negation, daß wir vielmehr mindestens so „positiv" sind, wie unsere Gegner, die allein auf dies Schlagwort Anspruch zu haben sich einbilden. — Das gleiche gilt von dem anderen Heftchen, gleichfalls ein würdiges Stück einer gediegenen Schriftensammlung. Sein Verfasser kommt zum Ergebnis, daß nach langer Wandlung und Änderung hinsichtlich des Inhalts und der Motivierung der Rechtfertigungslehre diese dennoch auch heute noch nicht aufgegeben werden kann, trotz der theoretischen Antinomie, die sie in sich schließt. In diesen 42 Seiten steckt ungemein viel Lehrreiches; dabei kommt eine überaus klare Darstellung auch dem nichttheologisch geschulten Leser beim Verständnis zu Hülfe. — Im sechsten Brief seiner immer wieder neuen inneren Gewinn für den Leser abwerfenden „Briefe über Religion" hat Friedrich Naumann in schöner Bildersprache das moderne Christentum mit der Rebe verglichen, die anfänglich mit der Wand verwachsen, nach deren Abbruch „wie verlorenes Laub" am Boden liegt, bis die alte Wand stückweise durch neues Gemäuer ersetzt wird. „Dies alles aber übersteht der Weinstock, wenn nur die Wurzel — Jesus — noch triebkräftig ist." Naumann hat auch hier ganz zweifellos recht. Ich möchte die beiden Schriftchen von Herrmann und D. Holl geradezu als eine Bestätigung der Naumannschen These hinstellen.

Bettingen a. Main. Goldschmit.

Anzeigen.

Preis für die viergespaltene Petitzeile (45 mm breit) oder deren Raum 30 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechenden Rabatt. Reklamezeile 80 Pfg. Beilagen nach Gewicht 15—30 Mk.

Wir bitten unsere geehrten Freunde, im Bedarfsfalle in erster Linie die hier inserierenden Firmen zu berücksichtigen und sich bei Bestellungen stets auf das „Protestantenblatt" zu beziehen.

Flügel Pianinos Phonola **Julius Blüthner** Berlin W. Potsdamerstrasse 14.

Collaborator

wird sofort für die evangelische Gemeinde **Jena** gesucht. Gehalt 1200 Mk. Erstes Examen muß bestanden sein. Man wolle sich unter Einsendung von Zeugnissen an den Unterzeichneten wenden.

Jena, den 18. Juni 1906.

Der Kirchgemeindevorstand.
D. Braasch.

Dr. O. Veeck,
Phantasie und Religion.
Bremen, M. Nössler.
81 S. **Mk. 0.80.**

„In besonnener und freimütiger Weise erläutert der Verfasser den Einfluß der Phantasie auf Mythos und Religion." (Alfred Biese in der „Deutschen Literaturzeitung".)

Zur Inseraten-Gewinnung!

Zu unserer großen Freude erhielten wir von einem Bremer Geistlichen folgendes Schreiben:

Nach dem Rezept des Herrn Kollegen Fischer habe ich an verschiedene Geschäfte geschrieben, mit denen ich in Verbindung stehe, und sie gebeten, im Protestantenblatt zu inserieren. Teilweise habe ich darauf direkt zusagende Antwort erhalten, Rudolph Hertzog aber schickt mir das Schreiben, das ich hier beilege.

Vivant sequentes!

Verlag des Protestantenblattes
Schöneberg-Berlin
Hohenfriedbergstraße 15.

Der
Heimatliebe u. Heimatkunst
dient die
Halbmonatsschrift
Niedersachsen

Wer die Zeitschrift noch nicht kennt, lasse sich Probe-Nummer kommen.

Preis ¼jährl. nur M. 1.50.

Man abonniert beim Buchhändler, bei der Post, (Zeitungspreisliste Nr. 5754) oder bei dem unterzeichneten Verleger

Carl Schünemann,
Bremen.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57. **Verlag** des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15. **Druck von Carl Schünemann, Bremen.**

Protestantenblatt

Beilage Nr. 28.

Berlin
Bremen.

14. Juli 1906.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Das Darmstädter Oberkonsistorium und Pfarrer Korell. — Evangelische Arbeitervereine. — Anzeigen.

Das Darmstädter Oberkonsistorium und Pfarrer Korell.

Bei der Ersatzwahl für den Reichstag im Kreise Darmstadt-Großgerau (der Sozialdemokrat Cramer hatte sein Mandat niedergelegt) hatten die Vereinigten Liberalen gegen den (rechtsstehenden) Nationalliberalen Stein und den Sozialdemokraten Berthold einen eigenen Kandidaten, den nationalsozialen Pfarrer Adolf Korell aus Königstädten, aufgestellt. Stein und Berthold kamen in die Stichwahl und die Vereinigten Liberalen gaben ohne Mitwirkung Korells an die Wähler die Parole aus, für Berthold zu stimmen. In der Presse wurde die Kandidatur Korells und diese Parole von den Anhängern Steins aufs heftigste getadelt, auch die Kirchenbehörde auf das Verhalten eines landeskirchlichen Geistlichen aufmerksam gemacht. Es tauchten Gerüchte auf von einem Disziplinarverfahren gegen Korell, das zu einem Verweise gegen ihn geführt habe. Die amtliche „Darmstädter Zeitung" ist in der Lage, den Wortlaut der Verfügung an Korell zu veröffentlichen. Da er nur in Bruchstücken in die übrige Presse übergegangen ist, der ganze Vorgang aber von symptomatischer Bedeutung ist, der Wortlaut ein kirchenpolitisches Aktenstück darstellt, geben wir ihn im folgenden nach der „Frankfurter Zeitung" vom 21. Juni d. J. und knüpfen einige Bemerkungen daran.

Die durch die Zeitungen gehende Nachricht, es sei Pfarrer Korell in Königstädten wegen seines Verhaltens bei der Reichstagsstichwahl für Darmstadt-Großgerau von dem Großherzoglichen Oberkonsistorium zu der Disziplinarstrafe des Verweises verurteilt worden, ist richtig.

Nachdem dies in die Öffentlichkeit gelangte, verlangt man mit Recht Angabe der Gründe hierfür. Diese lauten nach Erkenntnis vom 29. Mai d. J. wie folgt:

Es steht fest, daß Pfarrer Korell für die auf den 25. April d. J. anberaumte Reichstagswahl für den Bezirk Darmstadt-Großgerau als Kandidat des „Wahlausschusses der Vereinigten Liberalen" aufgestellt wurde, und daß er für seine Wahl und gegen die Kandidaturen Stein (bürgerliche Parteien) und Berthold (Sozialdemokrat) mit starker Agitation tätig ward. Es bleibt hier des näheren unerörtert, daß es bedenklich und deshalb unerwünscht ist, wenn ein Geistlicher da, wo so entschiedene politische Gegensätze herrschen, Gegenstand und Mitveranstalter einer solchen Agitation wird. Gewiß ist, daß die feinen und sehr empfindlichen Beziehungen des Geistlichen zu einem Teil seiner — doch auch politisch geschiedenen — Gemeindeglieder notleiden müssen, und daß hierdurch seine dienstliche Stellung und Tätigkeit in der Gemeinde schwer gefährdet zu werden droht. Aber genügender Grund zu disziplinarischem Vorgehen gegen den Geistlichen wird durch eine solche Handlungsweise nicht gegeben. Es scheidet deshalb hier alles aus, was bis zu dem Zeitpunkt geschah, wo Pfarrer Korell in der Hauptwahl unterlag und nun die Stichwahl zwischen Stein und Berthold nötig wurde. Dagegen ist von großer Erheblichkeit, wie sich Pfarrer Korell zu dieser Stichwahl stellte. Er erließ eine Erklärung „An meine Wähler" also lautend:

An meine Wähler!

Der 25. April hat mich nicht in die Stichwahl gebracht. Meine persönliche Aufgabe für die Reichstagsersatzwahl 1900 ist erledigt, ich lege meinen Auftrag zurück in die Hände des Wahlausschusses der „Vereinigten Liberalen". Übrig bleibt mir nur die Pflicht, Dank, herzlichen Dank allen meinen Wählern zu sagen, daß sie mir ihr Vertrauen geschenkt haben.

Eines hat das Wahlergebnis mit unbestreitbarer Deutlichkeit erwiesen: der entschieden sozial gerichtete Liberalismus hat festen Boden in der Wählerschaft des Wahlkreises Darmstadt-Großgerau. Von 1900 freisinnigen Stimmen ist die Zahl der „Vereinigten Liberalen" auf 5800 gestiegen. Sie sind schon nach diesem ersten Versuche zweifellos mit die stärkste der sogenannten bürgerlichen Parteien: die Reaktion und die Sozialdemokratie, denen ich eine beträchtliche Zahl Stimmen abgenommen habe, können nicht mehr über die „Vereinigten Liberalen" spötteln.

Die Wahlziffern zeigen jedem, der sehen will, daß das Mandat nur durch den Liberalismus erobert werden kann, der von links Stimmen gewinnt und festhält.

Ich höre, daß hier und da Enttäuschung vorhanden ist, weil wir nicht in die Stichwahl gekommen sind. Nun: auch ein morscher Baum fällt nicht auf einen Hieb. Wir haben aber durch den 25. April geradezu die Pflicht, mitzuwirken an den großen Aufgaben des Liberalismus in unserem deutschen Vaterlande. Liberale! Organisiert euch! Arbeitet, daß die Freiheit und Wohlfahrt und durch sie das Vaterland steige. Glückauf!

Königstädten, am 26. April 1906.

Adolf Korell.

Diese Erklärung fand entsprechend der bis dahin stattgehabten Entwicklung der Dinge in den weitesten Kreisen die Auffassung, daß damit ein Nichteintreten für Stein und ein Eintreten für Berthold empfohlen sein sollte. In der Tat gab nunmehr der „Wahlausschuß der vereinigten Liberalen" die Parole aus, für Berthold zu stimmen. Pfarrer Korell hat sich direkt und deutlich hierzu nicht geäußert, wenigstens ließ sich ihm in dieser Hinsicht nichts nachweisen, obgleich ein sozialdemokratischer Wahlaufruf seine ausdrückliche Stellungnahme zu Gunsten Bertholds als angeblich erfolgt behauptete. Pfarrer Korell selbst sagt in seiner Vernehmlassung vom 16. d. M., „da ich weder dem Parteivorstand noch dem Wahlausschuß als Mitglied angehörte, trat ich nach dem 25. April zurück in die Reihe der Wähler und hatte lediglich als solcher meine Entscheidung für die Stichwahl zu treffen. Bei dem Zustandekommen der von dem Wahlausschuß gegebenen Parole habe ich in keiner Weise weder beratend noch beschließend mitgewirkt". Es liegen uns keine Beweise vor, die uns erlauben, diese Angabe abzulehnen. Gewiß ist, daß Pfarrer Korell am Tage der Stichwahl von seinem Wahlorte abwesend war, also überhaupt nicht wählte.

Es muß hiernach angenommen werden, daß er die Wahl Bertholds nicht positiv beförderte, aber er hat sie offenbar befördert durch das, was er unterließ und was er nicht hätte unterlassen dürfen. Es war ihm nicht zuzumuten, daß er zur Stichwahl öffentlich Stellung nahm, oder gar, daß er sich für Stein erklärte; aber er mußte als Pfarrer unmißverständlich zeigen, daß er nicht, wie geglaubt wurde, und nach der angezogenen Sache geglaubt werden mußte, die Wahl Bertholds billige. Dann blieb seinen Wählern immer noch die Möglichkeit unbeeinflußter Entschließung, z. B. auch völliger Stimmenthaltung.

Pfarrer Korell hat aber etwas derart nicht erklärt und hat so die Meinung, er sei nunmehr für Bertholds Wahl, mittelbar gefördert.

Ob er dies wollte, läßt sich nicht nachweisen. Es ist aber anzunehmen, daß er dem Wahlausschuß, der seither so umfassend und stark für ihn gewirkt hatte, mit dem er deshalb eng verbunden war und dem er Dank schuldete, nicht die Pläne kreuzen wollte. Man kann ein solches Gefühl verstehen; aber wer dieses Gefühl hegt und in die Tat überführt, muß wenigstens in der Lage sein, durch eine solche Handlungsweise nicht höhere Pflichten zu verletzen.

Pfarrer Korell aber war Geistlicher und deshalb hierzu nicht in der Lage; er hatte solche Pflichten und er hat sie verletzt.

Es steht fest, daß die Sozialdemokratie sich selbst als eine revolutionäre Partei erklärt und Gegnerin der bestehenden Gesellschafts- und Staatsordnung und (trotz dem Satz, die Religion sei Privatsache, und unbeschadet etwaiger persönlicher Kirchlichkeit der einzelnen Sozialdemokraten) eine Feindin von Kirche und Religion ist. Die Amtspflicht eines evangelischen Geistlichen und die revolutionäre Sozialdemokratie als solche stehen in direktem Gegensatz zu einander. Ein Geistlicher, der ihr zuneigt, wird allein richtig handeln, wenn

er seinen Beruf aufgibt. Täte er es nicht freiwillig, so müßte die Behörde dies Aufgeben erzwingen. Hierzu (worüber übrigens nur dem Kirchlichen Disziplinarhof die Entscheidung zustehen würde) fehlt aber im Fragefalle die erforderliche Unterlage. Jedenfalls hat Pfarrer Korell weder unmittelbar noch mittelbar zugegeben, sein Verhältnis zur Sozialdemokratie sei ein freundliches. Solange er selbst Wahlkandidat war, hat er auch die Sozialdemokratie bekämpft. Sein Verhalten, soweit es ihm mit Grund zum Vorwurf gemacht wird, ist deshalb kein solches, um ihn des für seine fernere segensreiche Amtswirksamkeit erforderlichen Ansehens und Vertrauens unwürdig erscheinen zu lassen (Disziplinargesetz § 5, Ziffer 1), aber ein solches, das mit den besonderen Standespflichten eines Geistlichen unvereinbarlich und geeignet ist, die Achtung und das Vertrauen, die sein Beruf erfordert, zu beeinträchtigen (Disziplinargesetz § 10).

Pfarrer Korell mußte einsehen, daß seine Berufspflichten, so lange er im Amte blieb, seinen vermeintlichen politischen Parteipflichten vorgingen. Er mußte dies umsomehr einsehen und danach handeln, als die fragliche Reichstagswahl durch ganz besondere Umstände nötig geworden war.

Die „Partei" hatte den „Genossen" Cramer genötigt, sein Mandat niederzulegen, weil er in einer völlig unpolitischen Angelegenheit örtlichen Interesses sich Audienz beim Großherzog erwirkt hatte. Der dann als sein Nachfolger aufgestellte Wahlkandidat Berthold galt als der radikalen Richtung der Sozialdemokratie angehörig, und seine Wahl hat Pfarrer Korell mittelbar befördert. Es ist klar, daß diese gesamten Erwägungen die Geister verwirren und die Gemüter erregen mußten, zunächst in Korells Gemeinde Königstädten, dann aber auch nicht bloß in der Wählerschaft des Bezirks und in Hessen, sondern in ganz Deutschland, wie die Presse der letzten Wochen bezeugt. Wenn dadurch das Ansehen Korells als Geistlicher geschädigt wird, so schädigt dies auch die Kirche, und es ist Pflicht der Kirchenbehörde, klar und deutlich auszusprechen, daß ein Geistlicher auch den Schein meiden muß, Parteigänger der Sozialdemokratie zu sein.

Pfarrer Korell erklärt in seiner Vernehmlassung vom 16. d. M. selbst als eine falsche Meinung, wenn geglaubt werde, er hätte, weil er Pfarrer sei, öffentlich Stellung nehmen müssen. „Als Pfarrer hatte ich die Pflicht, mich nicht öffentlich in die Wahlsache einzumischen. Ich hätte damit in Wirklichkeit die Interessen der evangelischen Kirche verletzt." Dies mag im allgemeinen richtig sein. Jedoch gerade die Interessen der evangelischen Kirche sind hier dadurch verletzt, daß durch das gegenüber der Öffentlichkeit eine Verschuldnng in sich schließende Schweigen Korells die Meinung entstehen und — unwidersprochen — sich verbreiten konnte, ein Geistlicher halte den Sieg der Sozialdemokratie trotz ihrer revolutionären antireligiösen und antikirchlichen Agitation für das „kleinere Übel" gegenüber dem des Gegenkandidaten.

Hiernach muß das Oberkonsisterium das Verhalten des Pfarrers Korell entschieden mißbilligen und eine Ahndung desselbenherbeiführen.

Es wurde deshalb gegen ihn auf die Disziplinarstrafe des Verweises erkannt.

Darmstadt, den 29. Mai 1906.

Großh. Oberkonsistorium.
Buchner.

Es ist hier nicht Ort und Raum, die Frage zu erörtern, ob ein Pfarrer um seines Amtes willen überhaupt tätig in der Politik mitarbeiten darf, auch die andere Frage müssen wir beiseite lassen, ob ein Pfarrer Sozialdemokrat sein kann. Die naiv-plumpe Lösung, die das Oberkonsistorium für diese letzte Frage gefunden hat, ist für moderne gebildete Menschen unwürdig, weil sie auf der Höhe eines konservativen Volkskalenders steht. Wir haben es hier mit dem energischen Einspruch zu tun dagegen, daß eine Kirchenbehörde einseitig für bestimmte Bevölkerungsklassen Partei ergreift, daß sie die evangelische Kirche zur Klassenkirche stempelt und daß sie den Pfarrerstand in den Augen der Leute herabsetzt.

1. Es hat immer nationalliberale, konservative, christlichsoziale, freikonservative Abgeordnete gegeben, aber es ist keinem Kirchenregiment eingefallen, die Pfarrer als Kandidaten zu rektifizieren, weil sie für eine dieser Parteien eintraten. Ob ein großer Teil der Gemeinde, die Arbeiter, die sozialdemokratisch wählen, durch die Agitationsreden, Flugblätter, Preßäußerungen in ihrem Vertrauen gegen den Pfarrerkandidaten gestört, ob die „feinen und empfindlichen Beziehungen des Geistlichen" zu diesem „Teil der Gemeinde" not litten und vernichtet wurden, hat niemanden gekümmert. Es gab ja jene herrlichen Erklärungsmittel für die Zurückhaltung ja die Feindschaft der Arbeiterkreise gegen die Kirche: die Hetze der „judoliberalen" und der sozialdemokratischen Presse gegen Kirche und Religion und die Gleichgültigkeit und Stumpfheit der „Massen"!

Nun aber, wo die nationalliberale, antisemitische und konservative Presse entrüstet gegen Pfarrer Korell schreibt und schilt, nun muß diesem „in seinen Beziehungen zum Pfarrer notleidenden Teil der Gemeinde" eiligst Hülfe geleistet werden. Dabei bedenken diese hohen Herren nicht, daß jene gebildeten und besitzenden Klassen, von einer „staatserhaltenden" Presse genährt, weit eher im stande sind, mit einigem guten Willen die andersartige Parteistellung ihres Pfarrers sich klar zu machen, als die Arbeiterschaft, die von der sozialdemokratischen Presse mit Eifer und Erfolg immer nur mit den Schattenseiten und Mängeln des kirchlichen Lebens bekannt gemacht wird. Ein jämmerlich enger, liebloser und unchristlicher Klassengeist ist's, der aus dieser Verfügung spricht und dem energisch widersprochen werden muß im Namen einer christlichen Volkskirche.

2. Die Sozialdemokratie ist die Arbeiterpartei in Deutschland. Wer immer auch ihre Theorien und ihr Programm verwerfen, ihre Führer verurteilen will und muß, der muß diese Tatsache anerkennen, der wird zugeben, daß ihre Machtentfaltung und Ausdehnung noch lange nicht am Ende ist, daß auch der Revisionismus Sozialdemokratie sein wird. Wer also wie das hessische Oberkonsistorium die Sozialdemokratie naiv mit dem geistlichen Amt in absoluten Gegensatz stellt, wird bei dem wachsenden und berechtigten Standes- und Ehrgefühl der Arbeiterschaft die Wirkung der Kirche auf diese Kreise unmöglich machen, der schaltet diese Klasse einfach aus der kirchlichen Gemeinschaft aus, der konstituiert — ein Hohn auf das Wesen der Religion überhaupt, eine Verspottung Jesu, — die Kirche als Klassenkirche.

Es mag Menschen geben, in deren vorsintflutlichem und verknöchertem Parteiverstand die Überzeugung festsitzt, alle Menschen würden einmal nationalliberal werden — sie mögen leben —, aber zur Kirchenleitung sind sie unbrauchbar, denn die muß mit Realitäten rechnen, nicht mit Illusionen. Welche Wirkung aber ganz real dieser Erlaß des hessischen Oberkonsistoriums auf die Arbeiterkreise hat und haben wird, — ist aus einem Zeitungsausschnitt zu ersehen (sozialdemokratische „Offenbacher Abendpost" vom 21. Juni), den uns ein Freund mit seiner Schlußbemerkung zusendet.

„Mit wünschenswerter Deutlichkeit wird von berufener Seite eine Deklaration abgegeben, die der Kirche die Rolle einer Magd im Dienste der herrschenden und besitzenden Klassen zuweist. . . . Doch alles das sind Bagatellen gegenüber dem grundsätzlichen Bekenntnis: Der Geistliche, der der Sozialdemokratie zuneigt, ist ein Unwürdiger. . . . Kirchlich sein heißt oder soll heißen: mit Haut und Haaren bedingungslos den Klassenstaat schlucken, Kapitals- und agrarische Interessen zu schirmen wider den Umsturz sei den Pfarrherrn heiliger Beruf. Aber damit setzt der Oberkirchenrat die Kirche tiefer herab, wie je ein Kirchenfeind getan. Das heißt alle Sozialdemokraten nicht nur, sondern alle für politische und Geistesfreiheit eintretenden Männer symbolisch aus der Kirche weisen, die Kirche als Stätte der Unfreiheit und als wesentliches und wichtiges Instrument zur Aufrechterhaltung der bestehenden wirtschaftlichen und politischen Zustände ausrufen. Kirche und Religion, diese Gleichstellung macht das Erkenntnis, und aus dieser Gleichstellung wird den Sozialdemokraten Religionsfeindschaft nachgesagt. Doch gerade im Namen der Religion muß die Forderung lauten: Fort mit der Kirche! Fort mit der Organisation, die dem Staate dienstbar ist und unter dem Deckmantel geistlicher Fürsorge weltliche Geschäfte besorgt."

Wir können dem nicht widersprechen, z. T. aber gibt es geradezu unsere Überzeugung wieder. Man konnte der soz.-dem. Agitation für Austritt aus der Kirche kaum besser entgegenkommen, als durch diesen Urteilsspruch und seine Begründung.

Was nützen sozialgesinnte Pfarrer, christlich soziale oder evangelisch soziale Kongresse und Resolutionen, — sie werden zum Kinderspott angesichts solcher Erlasse, die als amtliche Äußerungen — das Material liefern für Aufrufe „Zum Austritt aus der Landeskirche." —

Die religiöse Versorgung der Arbeiterklasse ist Pflicht. — Die offiziellen Landeskirchenregierungen machen sie durch solche Erlasse unmöglich. — Es werden freie Arbeiterpfarrer auftreten müssen, die ohne den Verdacht, auf das Programm der besitzenden Klassen verpflichtet zu sein, im Ruf der Freiheit

und der Ehrlichkeit das Evangelium verkündigen können.

3. Wie in der „Chronik" mitgeteilt wird, hat ein Lehrer und ein Beamter jene Wahlparole für die Sozialdemokratie sogar mit beschlossen und unterschrieben — ihre Behörde hat ihre Ehre und Freiheit als Staatsbürger nicht angetastet. Der Pfarrer aber muß dem Entrüstungssturm der staatserhaltenden Organe zum Opfer gebracht werden, er hat keine Behörde, die sein Ansehen als unabhängig freier Mann vor der Öffentlichkeit schützt, seine Behörde findet sich bereit zur Maßregelung, er muß es sich zumuten lassen, um „höherer" Pflichten als der Überzeugungs- und Bundestreue willen seinen Parteigenossen in den Rücken zu fallen mit einer Erklärung gegen die Sozialdemokratie, er wird einfach für die sog. staatserhaltenden Parteien einregistriert, — man setzt voraus, daß er usw. usw. Man hält es im Eifer, den entrüsteten bürgerlichen Parteien entgegenzukommen, nicht einmal für nötig, sich zu erkundigen, ob die theoretisch konstruierte und mögliche Beunruhigung der Gemeinde wirklich eingetreten ist, man erreicht damit das blamable Resultat, daß der Nachbarpfarrer Korells in der „Christl. Welt" Nr. 26 öffentlich konstatieren kann:

„Bei dieser Gelegenheit läßt das Oberkonsistorium auch einen Hinweis darauf fallen, daß in Korells eigener Gemeinde eine Verwirrung der Gemüter vorhanden sei. Es wäre dem Oberkonsistorium ein Leichtes gewesen festzustellen, daß das nicht der Fall ist. Der Unterzeichnete, als der nächste Nachbarpfarrer, kann das gerade Gegenteil versichern." —

Im preußischen Abgeordnetenhause hat bei der Debatte zum Fall Fischer der Abgeordnete v. Zedlitz auf die mangelhafte Sorgfalt bei der Auswahl von Personen für die Kirchenbehörden hingewiesen, — das scheint nicht nur für Preußen zu gelten, wie dieser hessische Erlaß beweisen kann.

D. Rade erhofft Abhülfe für den Pfarrerstand durch die Pfarrervereine. Wir haben nach den Erfahrungen im Falle Fischer kein rechtes Zutrauen zu der Energie dieser Vereine. Es ist diese Behandlung oder Mißhandlung des Pfarrerstandes auch keineswegs eine spezifische Pastorensache. Die kirchlichen Parteien haben ihre Pflicht zu tun, um den Behörden ihre protestantische Pflicht ins Gewissen zu rufen. Der Vorstand der freien landeskirchlichen Vereinigung für das Großherzogtum Hessen hat bereits folgende Erklärung am 28. Juni beschlossen, unterschrieben von Pfarrer D. Guyot und Dekan Bayer:

„Der Vorstand der freien landeskirchlichen Vereinigung für das Großherzogtum Hessen erklärt mit bezug auf die grundsätzlichen Auslassungen Großh. Oberkonsistoriums in dem Erkenntnis gegen Pfarrer Korell und ihre Bedeutung für die hessische Landeskirche folgendes: Wenn Großh. Oberkonsistorium im allgemeinen ein Eintreten der Geistlichen in den politischen Parteikampf nicht wünscht, so ist es hierbei auch von unserer Zustimmung getragen. Wenn aber Großh. Oberkonsistorium einem Pfarrer ausdrücklich eine bestimmte Erklärung gegen irgend eine politische Partei oder ein bestimmtes Verhalten in irgend einer politischen Situation zur Amtspflicht machen will, so greift es damit nicht nur in die staatsbürgerlichen Rechte, sondern vor allem in die Gewissensfreiheit des Geistlichen ein und schädigt das Ansehen der Kirche und ihrer Diener, indem es das Zutrauen des Volkes, zumal der in schwerem wirtschaftlichem Kampf stehenden Volkskreise, zu ihrer Zuverlässigkeit, Gerechtigkeit und Willigkeit, dem ganzen Volke zu dienen, erschüttert. Von diesem Standpunkt aus bedauern wir, die wir der überwiegenden Mehrzahl nach nicht auf dem politischen Standpunkt Korells stehen, sowohl den gegen Korell in dem Erkenntnis Gr. Ok. angeschlagenen Ton als auch die Entscheidung selbst; dies um so mehr, als es sich hierbei nicht um die Äußerung eines einzelnen Vertreters, sondern um die amtliche Kundgebung der obersten Kirchenbehörde der evangelischen Landeskirche handelt."

Evangelische Arbeitervereine.

Zu seiner diesjährigen Tagung hatte sich der Gesamtverband der Evangelischen Arbeitervereine Deutschlands, der 1905 zum erstenmal den Osten unseres Vaterlandes (Breslau) aufgesucht, die „Perle des Breisgaues", Freiburg i. B., ausersehen. Nicht zu seinem Schaden. In der herrlich gelegenen badischen Musenstadt hat sich in den Tagen vom 5.—7. Juni eine stattliche Zahl von Deputierten aus allen fünfzehn Provinzial- und Landesverbänden zusammengefunden, und, wenn auch der Badische Landesverband nicht gerade zu den stärksten gehört, so hat er, und insbesondere der Evangelische Arbeiterverein Freiburgs selbst, es sich doch nicht nehmen lassen, die Gäste aus allen deutschen Gauen aufs glänzendste bei sich aufzunehmen und ihnen in echt süddeutscher Herzlichkeit und Gemütlichkeit genußreiche Tage zu bereiten.

Von den Verhandlungen nehmen zunächst die Berichte des Vorsitzenden, Pfarrer Lic. Weber, und des Schriftführers, Pfarrer Arndt-Volmarstein, einigermaßen das öffentliche Interesse in Anspruch. Sie zeigen, daß die evangelischen Arbeitervereine an den großen gährenden Fragen der Zeit wie an den gewaltigen sozialen Bewegungen unseres Volkslebens den lebendigsten Anteil nehmen. Daß die Bewegung nicht stillsteht, ergibt sich aus der Tatsache, daß der Gesamtverband jetzt in 469 Vereinen 88 679 Mitglieder zählt, gegen 81 137 im Vorjahr. Es steht wohl auch zu hoffen, daß verschiedene Absplitterungen der letzten Jahre demnächst wieder beseitigt und damit die Kräfte dem Gesamtverband wieder zugeführt werden, welche in der Hauptsache Differenzen persönlicher Natur losgelöst hatten.

An dem Wachstum des Gesamtverbandes sind nicht alle Einzelverbände gleichmäßig beteiligt. Da und dort wird über Stagnation des Vereinslebens geklagt. Es wird wohl meist das Wort sich bewahrheiten: wie der Leiter, so der Verein. Für bedauerlich halte ich es, daß in manchen Gegenden die Geistlichen der ganzen Arbeit fast ganz fern stehen, so im Nordelbischen Verband, so auch in Baden, zum Teil wenigstens, trotzdem die Kirchenbehörde, besonders in Süddeutschland, ihre sympathische Stellungnahme zu diesen Aufgaben des geistlichen Amts immer gleichmäßig bekundet hat. Auch jetzt wieder in Freiburg durch den Mund des Dekan Dr. Hasenclever. Sicher muß es das Ziel bleiben, daß Arbeiter selbst auch die Leitung der konfessionellen Arbeitervereine — wie ihrer eigenen Berufsorganisationen — übernehmen. Aber solange hierzu die geschulten Kräfte fehlen, sollten die Geistlichen sich dies wichtige und dankbare Arbeitsgebiet nicht entgehen lassen, — und selbst wenn die offizielle Leitung in andere Hände gelegt würde, zur Mitarbeit sind die Geistlichen in erster Linie berufen. Aus Laienmund kam in Freiburg die Klage darüber, daß es die Kirche doch scheint's vielfach nicht verstanden habe, die Masse des Volks, insbesondere auch den jetzt aufstrebenden Arbeiterstand, im lebendigen kirchlichen Interesse zu erhalten. Muß die Kirche es nicht am Ende versuchen, auf neue Weise oder in neuer Sprache das alte Evangelium den Kindern unserer Zeit, namentlich den Arbeitermassen, nahezubringen? Eine Frage, die uns modernen Theologen seit lange auf der Seele brennt, — die nun aber auch in den Arbeitervereinen ihre Entscheidung finden muß und soll. Dazu aber vor allen Dingen: heran an die Arbeit, ihr Geistlichen, auch ihr modernen Theologen, die ihr gerade auf sozialem Boden ein Arbeitsgebiet findet, auf dem ihr eure beste Kraft betätigen könnt zum besten unseres ganzen Volkes!

Das übliche biblische Referat hielt Pastor Niedlich-Sorau über „das Eigentum im Lichte der Bibel". Gewiß ein äußerst zeitgemäßes Thema! In gründlicher Ausführung bot das treffliche Referat zwar den Theologen nicht gerade wesentlich neue Gesichtspunkte, den zahlreichen Laien aber jedenfalls eine klare und umfassende Zusammenstellung der Resultate ernster biblischer Forschung über die Frage, die in der sozialen bezw. sozialistischen Debatte an zentraler Stelle steht.

Die beiden Hauptreferate behandelten die brennendsten Tagesfragen unseres heutigen sozialen Lebens: Arbeitskammern — und Reform der Arbeiterversicherung.

Das erstere Problem besprach Redakteur Jaworski-Frankfurt a. M. in durchaus sozial versöhnlichem Sinne: Arbeits-, nicht Arbeiterkammern, d. h. paritätisch aus Arbeit-

gebern und Arbeitnehmern zusammengesetzte lokale Institutionen zum friedlichen Ausgleich der oft entgegengesetzten Bestrebungen beider Teile. Seit mehr als zwanzig Jahren gefordert, in dem kaiserlichen Februarerlaß in Aussicht gestellt und immer aufs neue von allen Instanzen als wünschenswert anerkannt und dringend erbeten, sind die Arbeitskammern bis heute noch nicht ins Leben getreten, ein Gesetzentwurf aber, wie verlautet, in Arbeit. Gegenüber der jetzt neuerdings abgeänderten sozialdemokratischen Forderung von Arbeiterkammern, die naturgemäß wieder neue Kampforganisationen werden würden, hat sich der Gesamtverband der evang. Arbeitervereine auf den Standpunkt des Referates gestellt und beschlossen, die Reichsregierung um baldige Vorlage des Gesetzentwurfs über Arbeitskammern dringend zu bitten.

Viel weniger geklärt als diese Frage ist in der Diskussion der Sozialpolitiker das Thema des zweiten Hauptreferates, welches Pastor prim. Spaeth-Breslau erstattete: „Reform der Arbeiterversicherung." Von der Notwendigkeit einer Reform der in drei völlig getrennten Organisationen verwalteten und in schädlicher Weise zersplitterten Arbeiter-Versicherung sind alle in Betracht kommenden Instanzen einmütig überzeugt. Allein die vorgeschlagenen Mittel und Wege dieser Reform sind heute noch ein heiß umstrittenes und bisher nicht befriedigend gelöstes Problem. Auf Grund der Verhandlungen des VII. Internationalen Versicherungskongresses in Wien, September 1905, sowie unter Benützung der hervorragendsten literarischen Arbeiten über diese Frage, behandelte der Referent die erforderlichen Maßnahmen einer gründlichen umfassenden Reform, d. h. einer nicht bloß organisatorischen Annäherung, sondern materiellen Verschmelzung der drei Versicherungszweige in den Kassenbeiträgen, -leistungen und -verwaltung in sehr eingehender Ausführung, bei der doch viele der schwebenden Streitfragen kaum flüchtig berührt werden konnten. Von einer Debatte über die die einzelnen Forderungen fixierenden Thesen wurde abgesehen, um nach Drucklegung des Vortrages (als Heft der Sozialen Zeitfragen) den Einzelvereinen und Verbänden Gelegenheit zu geben, sich mit der wichtigen Materie eingehender zu befassen und auf der nächstjährigen Delegiertenversammlung (in Dortmund) endgültig dazu Stellung zu nehmen.

Im ganzen darf die Freiburger Tagung als eine wohlgelungene bezeichnet werden, von der hoffentlich mannigfaltige Förderung auf das Vereinsleben im Großen der Verbände, wie im Kleinen der Einzelvereine und ein spürbarer Einfluß auf die deutsche Arbeiterbewegung ausgehen wird. Spaeth.

Neue Erscheinungen.

Fischer, F. L., Arbeiterschicksale. Mit einem Vorwort von D. Fr. Naumann. Brosch. 2,40 Mk., geb. 3,— Mk.
Marcks, E., Heinrich von Treitschke. 6 Bogen. 1,20 Mk.
Oldenberg, H., Indien und die Religionswissenschaft. 2. Vorträge. 59 Seiten. 1,60 Mk.
Paulsen, Fr., Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtl. Entwicklung. 192 Seiten. Brosch. 1,— Mk., geb. 1,25 Mk.
Spinozas Religionsphilosophie. Nach Chr. A. Thilo. 80 Seiten. 1,25 Mk.
Sulze, D. Dr., Die Reform der evangelischen Landeskirchen. 248 Seiten. 5,— Mk.
Vesper, W., Die Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik. 480 Seiten. Geb. 1,80 Mk.
Vogel, D. Dr., Zur sittlichen Würdigung Goethes. 40 Seiten. 0,95 Mk.
Brandes, Georg, Henrik Ibsen. Mit 15 Vollbildern. 118 Seiten. Kart. 1,25 Mk., geb. 1,50 Mk.
Fauth, Phil., Was wir vom Monde wissen. Mit 65 Abbildungen. 1,50 Mk.
Kaftan, Prof. D., Jesus und Paulus. 0,80 Mk.
Köhler, Prof. Dr., Alfred Hegler. Ein Lebensbild. 0,80 Mk.
Löhr, Prof., Alttest. Religionsgeschichte. 147 Seiten. 0,80 Mk.
Ostwald, Hans, Landstreicher. Mit 10 Vollbildern. 66 Seiten. Kart. 1,25 Mk., geb. 1,50 Mk.
Troeltsch, Prof., Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. 66 Seiten. 1,20 Mk.
Verhandlungen, Die, des 17. Evang.-sozialen Kongresses zu Jena. 2,— Mk.
Voigt, Prof. Dr., Die sozialen Utopien. 2,— Mk.
Wrede, Prof., Das literar. Rätsel des Hebräerbriefes. 2,— Mk.

Zu beziehen durch:

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.

Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15.

Soeben erscheint:

Die Politik.

Von **Alexander Ular.**

7 Bogen. Kart. ℳ 1.50, gebd ℳ 2,—.

Ular zieht die großen Linien, die aller Politik zu grunde liegen; er stellt die Herrschaft des religiösen Motivs der des wirtschaftlichen gegenüber und legt den Konflikt und seine Ausgleichungen dar. In farbenreichen, fesselnd erzählten Beispielen skizziert er das Walten dieser zwei Urtriebe in der Weltgeschichte.

Zu beziehen durch:

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.

Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15.

Soeben erscheint:

Das Proletariat

von **Werner Sombart**

Professor der Staatswissenschaften.

7 Bogen. Kart. ℳ 1.50, gebd. ℳ 2.—.

Sombart schildert das Seelenleben des modernen Proletariers. Er zeigt, was dieser an Kraft des Heimatsgefühls, an Innigkeit der Familiengemeinschaft, an Sicherheit und Bodenständigkeit des Daseins eingebüßt hat, und vergleicht damit, was er an Verstandesausbildung, an Solidaritätsbewußtsein, an kritischer Fähigkeit gewonnen hat. Er schreibt die erschütternde Tragödie der Arbeiterseele.

Zu beziehen durch:

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.

Schöneberg-Berlin,
Hohenfriedbergstraße 15.

Soeben erscheint:

Die Religion

von

Georg Simmel.

7 Bogen. Brosch. ℳ 1.50, geb. ℳ 2.—.

Die Religion ist nach Simmel keine starre, für sich bestehende, dem übrigen Leben ferne Macht, sondern sie ist ein Grundgefühl, das in den mannigfachsten Verhältnissen der einzelnen Menschen zu einander sich kundgeben kann. Diese These wird in tiefgreifender Analyse an den einzelnen Problemen durchgeführt.

Zu beziehen durch:

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.

Schöneberg-Berlin,
Hohenfriedbergstraße 15.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. **Verlag** des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15. **Druck von** Carl Schünemann, Bremen.